BERICHT ÜBER EINE REISE INS GEBIET DES OBEREN SURINAM.

VON

K. MARTIN.

„Die Sinne trügen nicht, aber das Urtheil trügt.“

GOETHE.

Von einer geognostischen Untersuchung der Inseln Curaçao, Aruba und Bonaire zurückkehrend traf ich, begleitet von Herrn J. R. H. Neervoort van de Poll, welcher das Sammeln zoologischer Objecte zum Zwecke seiner Reise gemacht hatte, nach kurzem Aufenthalte in Venezuela am 25ten März 1885 in Paramaribo ein. Meine Absicht war das Gebiet eines Theiles des Flusses Surinam geologisch zu untersuchen, aber ich durfte mit Rücksicht auf die kurze Zeit, welche mir zu Gebote stand, nicht hoffen weit in das Innere des Landes, dessen Küste für einen Geologen wenig interessant ist, zu gelangen.

Durch die kräftige Unterstützung, welche mir von Seiten des Gouverneurs, Sr. Excellenz H. J. W. Baron van Heerdt tot Eversbergen, meines liebenswürdigen Gastherrn, zu Theil wurde, sowie vor allem auch durch die bereitwillige Hülfe, die mir die Herren Dr. H. D. Benjamins, Inspector des Unterrichtswesens in Surinam, und W. L. Loth, Geometer daselbst, in jeder Hinsicht gewährten, ist es mir aber trotzdem möglich gewesen bis in Gegenden durchzudringen, welche von keinem Anderen als von Herrn Cateau van Rosevelt jemals untersucht worden sind. Seit derselbe dort vor etwa 20 Jahren zwecks Anfertigung seiner vortrefflichen Karte reiste, ist mit Ausnahme von Missionären überhaupt kein Weisser in das Gebiet der oberen Stromschnellen und Wasserfälle des Surinam gekommen; ebensowenig in früherer Zeit, und beschrieben ist das betreffende Gebiet noch niemals.

Aus diesen Gründen schien es mir wünschenswerth, Dasjenige zu publiciren, was ich neben meinen geologischen Beobachtungen über Land und Leute erfahren habe; aber da das Sammeln geognostischer

Notizen und Objecte der eigentliche Zweck meiner Reise war und fast sämmtliche Zeit forderte, so können die folgenden Mittheilungen in keiner Hinsicht Anspruch auf Vollständigkeit machen; es sind nur lose Skizzen, welche bezwecken in ganz allgemeinen Zügen den Eindruck wiederzugeben, den Land und Leute auf mich gemacht haben, und welche bald mehr bald minder ausführlich deren Charakter und Sitten nach meinen Erfahrungen schildern. Einigen Werth dürften dieselben dadurch erhalten, dass sie nicht aus der Erinnerung niedergeschrieben sind, sondern sich in jeder Einzelheit auf Notizen stützen, die ich an Ort und Stelle machte. Dasselbe gilt von den beigegeführten Skizzen, die ich nebst anderen, später zu publicirenden, alle nach der Natur zeichnete.

Wenn ich nun trotz des kurzen Aufenthaltes am oberen Surinam manche Einzelheiten über das Leben und die Gewohnheiten der Buschneger und Indianer mittheilen kann, so habe ich dies vor allen Dingen der Hülfe der Herren Benjamins und Loth zu danken, welche nebst Herrn v. d. Poll meine Reisegenossen waren und welche, der Sprache des Landes völlig mächtig, mir beim Einziehen von Erkundigungen unermüdlich zur Seite standen. Auch viele andere, werthvolle Mittheilungen, welche das durchreiste Gebiet betreffen, verdanke ich ihnen; ferner bin ich meinem Collegen der Botanik und Reisegenossen auf Curaçao, Herrn Professor Suringar, für eine Reihe von Pflanzennamen, sowie Herrn Conservator C. Ritsema für die Bestimmung einiger mitgebrachter Schmetterlinge sehr verpflichtet.

Die Form des Reiseberichts, in den ich auch manche, ausschliesslich unsere Person betreffende Einzelheiten verflochten habe, glaubte ich wählen zu müssen, weil ich dadurch unstreitig späteren Untersuchern einen Dienst erweisen werde; denn ich selbst habe manche mir zugestossene Misslichkeiten nur dem Umstande zu danken, dass es mir unmöglich war, mich vor der Reise genügend zu orientiren. Mangel an einschlägiger Literatur war davon die Ursache.

Die geologischen Resultate, welche noch nicht für eine Publication reif sind, werde ich später mittheilen.

In der Frühe des 30^{ten} März begannen wir unser Fischerboot zu beladen, welches uns bis zu den Stromschnellen des oberen Surinam als Transportmittel dienen sollte. Es war ein ziemlich geräumiges Fahrzeug, das unseren sechs, zur Bedienung und zum Rudern bestimmten Leuten genügende Sitzplätze bot, unsere Kisten und Bündel mit einiger Mühe aufnahm und uns selbst theils auf Letzteren theils unter einem kleinen Dache von Palmblättern auch noch ein Plätzchen übrig liess. Freilich war es bescheiden genug, und je nach dem mehr oder minder grossen Geschicke, mit dem am Morgen eines jeden Tages das Gepäck eingeladen war, mussten die Sitze im Laufe der Reise vielfach geändert werden.

Neben Conserven, Reis, Kartoffeln, Cakes, Stockfisch und Melasse für die Diener und Getränken gehörten zu unserer Ausrüstung vor allem Hängematten, wollene Schlafdecken, Guttaperchadecken zum Schutze gegen den Regen, Hack- und Bowie-Messer zum Wegkappen der Gesträuche und Kochgeräthschaften. Wir hatten uns in allen Dingen an die Ausrüstung gehalten, welche die Goldsucher durch die Erfahrung als zweckmässig befunden und die sich auch auf unserer Reise als sehr empfehlenswerth erwies¹. Auch in der aus Beinkleid, wollenem Hemde und Strohhut, ohne jegliche andere Zuthat bestehenden Kleidung folgten wir ihrem Vorbilde. Neben Gewehren führten wir an Instrumenten zwei Aneroide von Naudet mit, einen Photographieapparat, verschiedene Thermometer, worunter Maximal- und Minimal-Thermometer, sowie die nöthigen Hämmer, angefertigt nach den von der geologischen Reichsanstalt in Wien ermittelten Formen, die sich als besonders brauchbar zeigten. Einige Kisten mit Spiritusgläsern sollten zur Aufnahme der etwa zu sammelnden Thiere dienen, und endlich besaßen wir noch eine getreue Copie der Karte, welche Herr Cateau van Rosevelt vom Flusse Surinam angefertigt hat und die von Herrn Loth meisterhaft reproducirt worden war. Diese Originalkarte, welche uns von ungemein grossem Nutzen war, ist im Maasstabe von 1 : 100000 gezeichnet

¹ Ich übergehe hier alle Einzelheiten der Ausrüstung, da sie Jeder, der davon Gebrauch machen will, für etwaige Reisen in Surinam leicht in Paramaribo erfahren kann.

eine Copie, im Maasstabe 1 : 200000 wurde im Jahre 1882 publicirt¹, steht aber an Sauberkeit der Ausführung weit hinter dem Originale zurück; sie diente uns zum Eintragen von Notizen.

Bei der Bedeutung, welche die betreffende Aufnahme für die Kenntniss Surinams besitzt, sei es mir vergönnt, hier noch einen Augenblick bei dem Kartenmateriale des Landes zu verweilen und einige von Herrn Cateau van Rosevelt erhaltene Angaben hinzuzufügen. Nach ihm rührt die älteste Karte von J. C. Heneman her; sie wurde 1784 publicirt. Van Sypestyn hat diese Karte, welche nicht mehr im Handel zu bekommen war, aufs Neue herausgegeben (Kaat van de kolonie Suriname. Uitgegeven in het jaar 1784 door den Ingr J. C. Heneman, verbeterd door Jonkhr C. A. van Sypestyn 1849. — ¹184000), aber nach Cateau van Rosevelt nicht viel verbessert, denn die neuere Ausgabe enthält neben Weglassungen von Theilen der älteren noch manche Fehler; selbst die Lagen der hauptsächlichsten Punkte der Kolonie sind falsch in ihr angegeben. Cateau van Rosevelt hat dagegen ungefähr 80 Orte ihrer Lage nach astronomisch fixirt und die zwischenliegenden Strecken mit Hülfe von Compass und Log gegisst, eine Arbeit, welche in den Jahren 1862—1879 ausgeführt worden ist, und zwar ohne Beiseitesetzung der sonstigen, amtlichen Thätigkeit des Verfassers. Wer die Schwierigkeit des Reisens im inneren Surinam nur einigermassen kennt und dabei berücksichtigt, dass die gewaltige Höhe der Urwälder (nach v. R. erreichen sie stellenweise 80—90 m Höhe) eine kartographische Arbeit ungemein erschwert, wird nicht umhin können der Energie des Mannes, der die Karte anfertigte, Bewunderung zu zollen, um so mehr als sich wiederholt, und so auch bei dieser Reise, gezeigt hat, dass die Darstellung eine ungemein getreue ist und allen billigen Anforderungen genügt.

Der Maroni (Marowijne) ist bereits im Jahre 1861 durch eine Commission aufgenommen worden, welche die holländische und französische Regierung zur Regulirung der Grenzen ernannt hatten und der von Seiten der Holländer die Herren van Lansberge und H. J. W. van Heerdt tot Eversbergen zugefügt waren, während französischer Seits ein Herr Vidal, nebst drei Begleitern daran Theil nahm. Auch diese Untersuchung ist mit aller erdenklichen Sorgfalt und mit Hülfe vortrefflicher Instrumente ausgeführt, und die Resultate,

¹ Kaart van Suriname door J. F. A. Cateau van Rosevelt en J. F. A. E. van Lansberge.

welche die Commission auf ihrer bis in die Nähe des Tumucumac-Gebirges ausgedehnten Reise trotz aller Mühen und Fährlichkeiten erreichte, sind ebenfalls in der oben genannten Karte niedergelegt worden. —

Endlich war das letzte Stück Gepäck untergebracht und konnte unser Fischerboot an der kleinen Dampfbarkasse befestigt werden, welche uns so bald wie möglich den Fluss hinauf in dasjenige Gebiet bringen sollte, in dem eine geologische Untersuchung lohnend zu werden versprach. Der untere Lauf des Surinam mit seinen alluvialen Sand- und Lehmablagerungen besitzt für den Geologen nämlich nur ein untergeordnetes Interesse, wie mir nicht nur aus den verdienstvollen Untersuchungen des leider zu früh verstorbenen Voltz bekannt war, sondern auch nach Erfahrungen, welche ich gelegentlich einer früheren Reise ins Gebiet der Para gemacht hatte.

So nahmen wir denn vorläufig in der Dampfbarkasse „Creool“ Platz, das Fischerboot im Schlepptau; ein herzlicher Händedruck unsern Freunden, welche uns das Geleit gegeben, und die lang geplante Fahrt nahm ihren Anfang. Militairmusik, welche der Gouverneur in freundlicher Aufmerksamkeit beordert hatte, sandte uns vom Ufer aus noch einen letzten Gruss nach; ein Tücherwehen und Hüteschwenken mancher Freunde und Bekannter rief uns herzliches Fahrwohl zu. Sollten wir die Stadt so freudig und gesund wieder betreten, wie wir sie jetzt verliessen? Die Frage zog wohl wie eine leichte Wolke verdüsternd durch die von froher Erwartung erregte Seele eines Jeden von uns, denn die Binnenlande Guyana's sind nicht nur in Europa als ungesund und gefährlich verschrien, sondern auch in Paramaribo selbst gefürchtet und gemieden. Aber es war nur ein flüchtiger Augenblick, in dem solche Gedanken auftauchten; die Stadt mit ihren freundlichen Häusern und Gärten war kaum unsern Augen entzogen, als die prächtige Natur jede andere Gemüthstimmung verdrängte, um nur dem Anschauen und Bewundern dessen Raum zu geben, was aus dem verschwenderischsten Füllhorne der Schöpfung über Surinam ausgestreut ist.

Derjenige Theil des Flusses, den wir heute befuhren, wird nicht mehr von Urwald eingefasst, denn die zahlreichen Plantagen, welche in früherer Zeit hier sich befanden, haben der Natur ihren ursprünglichen Charakter genommen und überall, auch wo die Baulichkeiten nicht mehr vorhanden sind, sieht man viele Andeutungen der einstigen Pflanzungen. Königs- Cocos- und Awarrá-Palmen nebst Mangobäumen (*Oreodoxa regia*, *Cocos nucifera*, *Astrocaryum aculeatum*, *Mangifera indica*) weisen uns die früher so gesegneten, jetzt in Folge Mangels

an Arbeitskräften ganz zu Grunde gegangenen Niederlassungen an. Das nutzbare Holz ist wie an der Para zum grossen Theile ausgehauen und an vielen Orten übersteigt die Höhe der Waldungen nicht viel diejenige eines europäischen Hochwaldes.

Neben Rhizophoren (*Rhizophora Mangle*) bilden das sogenannte Mokko-Mokko (*Caladium arborescens* var. *aculeatum*) und Brantimaká (*Drepanocarpus lunatus*) die Einfassung des Ufers, und zwar wechseln Mangrove und *Caladium* der Art mit dem stachligen Gesträuche der Brantimaká ab, dass dieses an der convexen, jene an der concaven Seite des Stromes vorkommen, denn weder die Rhizophoren noch die Aroïden können in starker Strömung wachsen. Deswegen wird auch das Mokko-Mokko flussaufwärts stets geringer an Ausdehnung, und schliesslich sieht man nur noch vereinzelte Exemplare der Pflanze im Oberlaufe des Surinam auf den äussersten, stromabwärts gerichteten Endigungen der Inseln wachsen. Brantimaká, dessen überhängende Zweige auf dem Wasser treiben und mit Ebbe und Fluth sinken und steigen, bedarf indessen gleich den Rhizophoren des salzhaltigen Wassers zum Wachstume und verlässt das Ufer schon unterhalb Phaedra. Die Pflanze, welche gleich dem *Caladium* dem *Manatus*¹ zur Nahrung dienen soll, bildet hübsche Hecken am Ufer, da sie durch die schlammigen Bestandtheile des Flusses nicht verunreinigt wird und so stets ihr frisches Grün bewahrt, im Gegensatze zu den bei niedrigem Wasserstande mit grauer Schlammschicht bedeckten Rhizophoren und Aroïden, welche letztere bis zu 5 m aus dem Wasser hervorragen. Unter ihnen sieht man zur Ebbezeit nicht selten den Kaiman liegen.

Wo die genannten Pflanzen fehlen, sieht man zahlreiche Tafelwurzeln in abenteuerlichen Formen an der Grenze des Wassers entblösst (darunter *Hymenaea Courbaril* und *Pachira aquatica*) und an kleinen Abstürzen des alluvialen Ufers ist die Oberfläche des Bodens mit einem dichten Filzwerke von Wurzelfasern bedeckt. Im Walde fallen besonders die zahlreichen Gruppen der sogenannten Pallisadenpalme (*Euterpe oleracea*) auf, deren schlanke Stämme und senkrecht herabhängende Blatthiedern einen leicht kenntlichen Charakter bilden; sie sowohl wie die vereinzelt auftretende *Mauritia flexuosa* sind an sumpfigen Boden gebunden. Daneben bemerkt man ebenfalls vereinzelt eine *Bactris* (Keesi-Keesi-Maká), viele Ameisenbäume (Mirahudú = *Triplaris americana*) und nicht selten den Cottontree (*Bombax ceiba*),

¹ Das Thier geht stromaufwärts im Surinam bis zur Mündung des Kassipurakreeks.

welcher in der Jugend etwa den Habitus einer Eiche besitzt, erwachsen dagegen mit mächtiger, runder, kuppelförmiger Krone geziert ist, ein Abgott der Buschneger. An Stielen von mehreren Metern Länge hängen die grossen Schoten einer schlingenden Papilionacee über dem Wasser (Kauï-Aï = Kuhaugé = *Mucuna*); Früchte des wilden Cacao (*Pachira aquatica*) sehen überall aus dem Gebüsch hervor und Schlingpflanzen mit grossen weissen, gelben und blauen Blumen bedecken vielfach die Bäume. Je mehr wir uns von der Stadt entfernen, desto mehr nimmt auch die verschwenderische Pracht der Blumenfülle zu (darunter die prächtigen gelben Blüthen der *Allamanda cathartica*), vor allem nachdem das Ufer ein wenig steiler geworden, und gleichzeitig erscheinen hier im Walde ausgedehnte Gruppen von Pflanzen, welche der Gattung *Heliconia* angehören (wilde Bananen genannt). Hie und da fassen Hecken von *Hibiscus*, Rosen gleich, das Ufer ein.

Beim früheren Militairposten Gelderland beginnt das rechte Ufer hügelig zu werden und kurz darauf passiren wir die Ufer der Jodensavanna. Auch hier ist von der einstmals so blühenden Niederlassung nichts mehr wahrzunehmen und statt der Reihe der mit Gebäuden besetzten Hügel, welche auch Benoit noch abbildet¹, bemerkt man nur steil abfallende, von Gebüsch bedeckte Flussufer, an denen das Gestein in einer etwa 5 m hohen Wand entblöst ist. Wir liessen die nähere Untersuchung dieses Punktes für heute ruhen, um sie auf der Rückfahrt auszuführen, und bei der nächsten Biegung des Flusses, unmittelbar nachdem die Mündung des Kassipurakreeks passirt war, sahen wir in weiter Ferne die Gebirge des Binnenlandes auf einen kurzen Augenblick heraustreten, um sie bei der folgenden Krümmung des Wassers ebenso rasch wieder aus den Augen zu verlieren. Es müssen Höhen sein, welche am Ceder-Kreek gelegen sind; nur zwei Gipfel werden sichtbar, von denen der östlich gelegene höher erscheint und eine fast kegelige Form besitzt, während der andere, dem Flusse näher gelegene eine flachere Kuppe darstellt.

Die Inseln im Flusse, welchen wir heute begegneten, sind ohne Ausnahme alluvialen Ursprungs; sie sind an beiden Enden keilförmig und zwar sehr scharf zugespitzt, da dem stromabwärts gerichteten Ende durch das abfliessende Wasser, dem stromaufwärts gerichteten

¹ P. J. Benoit. Voyage à Surinam. Tab. 21. — So vortrefflich die Bilder in künstlerischer Hinsicht sind, so sind sie doch im Ganzen wenig naturgetreu. An den Waldungen sieht man, dass sie bisweilen nur nach der Phantasie gezeichnet sind und die Abbildungen, namentlich die idianischen Frauengestalten, sind idealisirt.

durch den von der See her kommenden Fluthenstrom stets neue Schlammtheile zugeführt werden, welche im Schutze des einmal vorhandenen Eilands hier zu Boden fallen. Es dunkelte schon, als wir bei Worsteling Jakobs die ersten Klippen im Strome wahrnahmen, welche sich in grösserer Anzahl in der Nähe von Phaedra (früher „Pedra“ genannt) wieder einstellten und diesem Orte seinen Namen verliehen haben dürften.

Es lebt hier eine geringe Anzahl von Negern, im Jahre 1863 freigelassene Sklaven und deren Nachkommen, welche ihre von den Plantagen überkommenen Gewohnheiten im Wesentlichen beibehalten haben. Die Leute wohnen in kleinen, hölzernen Häusern, in denen ein einfaches Meublement, rohe Holztische und Stühle, ausnahmsweise auch wohl ein Korbstuhl oder ein kleiner Spiegel, sich befindet; sie kleiden sich gleich den Negern und Mischlingen der Stadt, die Männer in Beinkleid, Blousenhemd und Hut, die Frauen in weite Kattunkleider. Diese Kleider haben einen erstaunlichen Umfang und werden so steif gestärkt und geplättet, dass sie ohne Stütze und ohne Beeinträchtigung ihrer Kegelform auf der Erde frei stehen können; sie reichen der Trägerin bis zum Halse hinauf, aber nachdem sie über den Hüften festgebunden sind, wird ihr oberer Theil nur lose über die Schultern gelegt, so dass Nacken und Hals frei bleiben und sich das überlange Kleidungsstück sackartig von oben her auf die Hüften hinabsenkt. Im Missverhältnisse dazu steht die sehr kleine Jacke, welche die Frauen tragen und welche vorne niemals schliesst. Ein kunstvoll um den Kopf geschlungenes, hutartig aufgebautes, buntes Tuch vervollständigt den Anzug, zu dem Sonntags noch ein grosses, viereckiges Stück Kattunzeug, welches in der Hand zur Zierde getragen wird, als unerlässliche Zuthat gehört. Der Hauptsache nach ist die Kleidung der von Benoit dargestellten gleich geblieben, nur ist sie decenter geworden, da die Frauen nicht mehr die Brüste entblösst halten.

Diese Neger zeichnen sich durch besonders kräftigen Körperbau aus und man sieht unter ihnen viele stattliche Figuren. Sie sind freundlich und zuvorkommend und fast sämmtlich von den Herrnhutern bekehrt worden. Nur einzelne opfern noch dem Cottontree. Als wir schon längst unsere Hängematten aufgesucht hatten, hörten wir die Leute noch eifrigst eine grosse Anzahl geistlicher Lieder singen, die sie mit unverkennbarer, musikalischer Anlage vortrugen, besser als man die Gesänge in unseren Dorfkirchen zu hören pflegt, und es machte einen ganz überraschenden Eindruck, hier eine grosse Reihe

deutscher Kinderlieder, welche die Herrnhuter ihrem geistlichen Texte untergelegt haben, in der Einsamkeit Surinams zu vernehmen: „Mit dem Pfeil und Bogen, durch Gebirg und Thal“ — „O Tannebaum, O Tannebaum“ — „Ich hatt' einen Kameraden, einen bessern findst Du nicht“ — und so fort ging es, die frühesten Jugendtage in meiner Erinnerung erweckend. Wir schliefen in dieser Nacht in der Kirche, das heisst in dem niedrigen, durchaus nackten Raume eines kleinen Holzgebäudes, welcher als Versammlungsort bei religiösen Feierlichkeiten dient.

31 März. Als wir am Morgen um 6 Uhr vor die Thüre traten, schlug uns eine empfindliche Kälte entgegen, denn die Temperatur war noch gleich der Minimaltemperatur der Nacht und betrug nur 19° C. ¹, vom Flusse erhoben sich Nebel, welche der Oberfläche des Wassers das Ansehen gaben, als wollte es beginnen zu siedern, und ein kalter Wind raschelte durch die Awarrá- und Cocospalmen des Dörfchens.

Wir nahmen mit unserm Gastherrs, dem Neger Rigot, unsern Morgenimbiss, gleichwie wir auch am gestrigen Abende mit ihm unser Mahl getheilt hatten, denn in Surinam kennt man nicht die ungeheure gesellschaftliche Kluft zwischen Weissen und Farbigen, wie sie in anderen Colonien, vor allem auch in Britisch Guyana besteht. Ich muss bekennen, dass der Mann, mit dem wir zu Tische sassen, sich ausserordentlich gut aufführte, so dass mancher europäische Arbeiter sich ein Beispiel daran hätte nehmen können. Darauf bestiegen wir den höchsten der Hügel, welche in unmittelbarer Nähe von Phaedra im Walde sich befinden; bereits in einer Viertelstunde waren wir oben und ich fand für seine Höhe über dem Niveau des Flusses nur 29 m.

Bei unserer gegen zehn Uhr bewerkstelligten Weiterfahrt, konnten wir vorläufig noch den „Creool“ benutzen, da im Flusse nur wenige Klippen lagen, so unter anderen auch bei Carolinenburg, und ohne Hindernisse setzten wir die Reise bis zum Tafelrots, auch „Tafra“ genannt, fort. Es ist dies eine kleine, gegenüber Babunhol, ein wenig unterhalb des Beaumont-Kreek gelegene Insel, welche bei Hochwasser etwa 2 m über dem Niveau des Flusses hervorragt, aber als eine

¹ Es ist dies die niedrigste Temperatur, welche ich während der Dauer der ganzen Reise beobachtete. In der Regel lag die Minimaltemperatur der Nacht zwischen 21 und 23° C.; in Einem Falle betrug sie sogar 24,7° C. Um 6 Uhr Morgens wies das Thermometer stets noch den niedrigsten Stand an, den es während der Nacht erreicht hatte

vom Wasser bedeckte Barrière fast durch die ganze Breite des Stromes sich verfolgen lässt. Nur am rechten Ufer bleibt eine schmale Durchfahrt. Dieses ist hier ziemlich steil und dürfte etwa 20 m hoch sein, wird aber schon ein wenig oberhalb des Ortes wieder flach, gleich dem gegenüber liegenden, linken Uferlande.

Der isolirte Felsen im Flusse, bestanden mit wenigen niedrigen Bäumen, an die ein schwarzer Trupial (*Cacicus haemorrhous* L.) in grösserer Zahl seine beutelförmigen Nester gehangen hatte, ist sehr schön gelegen, denn in einigem Abstände erscheint der Surinam in Folge seiner Krümmung völlig abgeschlossen, und wie auf einem Binnenmeere sieht man sich rings umher von waldigen Ufern umgeben, aus denen weiss berindete, hell leuchtende Baumstämme, geziert mit fast halbkugeligen Baumkronen und behangen von zahlreichen Schlingpflanzen hervortreten. Der Wald beginnt schon den Charakter anzunehmen, den er prächtiger noch im Gebiete der Stromschnellen zeigt; von den Einwirkungen der Salzfluthen ist nichts mehr zu bemerken, denn Rhizophoren und Brantimaká haben uns längst verlassen, und *Caladium* erreicht dort, wo es noch vereinzelt auftritt, niemals mehr die gewaltige Grösse, welche es im unteren Laufe des Surinam aufweist. Pallisadenpalmen fehlen oberhalb Phaedra ebenfalls und *Bactris* (Keesi-Keesi-Maká) bildet nur vereinzelte Gruppen, dagegen tritt die Buschpapaya (*Cecropia peltata*) in gewaltigen Mengen auf; oft sieht man am Ufer das schön blühende *Combretum laxum*.

Wir mussten hier unsere Dampfbarkasse verlassen, da das Fahrwasser zu seicht wurde, und setzten vom Tafelrots aus unsere Fahrt im Fischerboote fort. Das ging zwar langsam und bedächtig von statten, aber da mit dem Eintritte in den Oberlauf des Flusses die Punkte, an denen Untersuchungen geologischer Art angestellt werden mussten, mehr und mehr zunahmen, so war diese Art der Bevönderung doch unter allen Umständen die beste. Unsere Leute ruderten trotz der Nachmittagshitze gleichmässig, unverdrossen und ohne Unterbrechung, und wenn sie bisweilen ein wenig ermüdeten, so frischten sie sich bald durch ihren Gesang wieder auf. Dabei war Einer der Vorsänger, welcher Alles, was andere Leute besprechen würden, in eine monotone Melodie übertrug und durch solche Improvisationen seine Genossen erfreute, die dann fleissig den Refrain mitsangen. Oft erinnerte mich die Art des Vortrags an einen jüdischen Rabbi in der Synagoge. Fast alle waren Mischlinge, nur Einer ein echter Neger, ein Anderer ein Halbblut-Indianer, und die Uebrigen weiss ich nicht besser als mit „Halbneger“ zu bezeichnen, welche je nach dem Besitze einer etwas

lichteren Hautfarbe mit Geringschätzung auf den ein wenig dunkler gefärbten Genossen, den „Neger“, herabsahen.

In der Gegend von Rynesberg tritt am linken Flussufer eine lange Reihe kleiner, etwa 15 m hoher, flach welliger Hügel auf, während das rechte Ufer eben bleibt, und bald darauf trafen wir am unteren Ende einer kleinen zwischen Tass- und Klaas-kreek gelegenen Insel eine aus grossen Felsblöcken gebildete Landzunge an, welche sich vom linken Ufer aus weit in den Strom hinein erstreckt. Grober Sand bildete stellenweise mächtige Anhäufungen zwischen den Felsen und hoch oben in den Aesten der Bäume, die darin Fuss gefasst hatten, hingen mehrere Meter über dem derzeitigen Wasserspiegel grosse Baumstämme, welche bei höherem Stande des Flusses als Treibholz angeführt und hier hängen geblieben waren. Der Surinam war zur Zeit unserer Reise ganz aussergewöhnlich trocken.

Gegenüber der erwähnten Landzunge, am rechten Flussufer, befindet sich eine senkrecht abstürzende Lehmwand von mehreren Metern Höhe und das Ufer der Insel unterhalb des Klaaskreek, auf der wir keine Felsen bemerkten, zeigt dieselbe Bildung, welche wir von jetzt ab im Oberlaufe des Surinam fast an allen Orten antreffen werden; denn diese Ablagerungen sind alluvialen Ursprungs und befinden sich überall dort, wo der Unterschied im Wasserstande während der trockenen und der Regen-Zeit ein bedeutender ist. Alle diese Lehmablagerungen sind in der Regenzeit vom Flusswasser bedeckt, welches sie gebildet hat und ihnen noch stets neue Schlammablagerungen zuführt, in die der Strom der Trockenzeit sein Bett eingeschnitten hat. Deswegen haben sie auch durchaus den gleichen petrographischen Charakter, wie die Lehmgebilde in der Umgegend von Paramaribo, die früher in gleichen Umständen verkehrten, und deswegen bilden sie im Unterlaufe des Flusses auch nicht mehr die hohen, steil abstürzenden Wände des Ufers; denn hier ist der Unterschied des Wasserstandes in den verschiedenen Jahreszeiten nur gering, da die Differenz durch die aufstauende Wirkung des in das Aestuarium eindringenden Seewassers ausgeglichen wird.

Kurz bevor wir die genannte Insel beim Klaaskreek passirt hatten, kam für einen Augenblick der „Blaue Berg“ zu Gesicht, der seinen Namen der allen Bergen bekanntlich zukommenden Eigenschaft verdankt, unter Umständen aus der Ferne bläulich zu erscheinen. Die eigenthümliche Benennung ist auch wohl nur dadurch zu erklären, dass der Einwohner von Paramaribo nicht gewohnt ist Berge zu sehen und so allerdings durch einen ungewohnten Anblick in Mitten seiner

grünen Wälder überrascht wird, um so mehr als die runde, schön gewölbte Kuppe kahl gehalten wird und so die einzige der ganzen Gegend ist, welche einen scharf gezeichneten Umriss wahrnehmen lässt. Der Anblick ist in der That von hoher Schönheit, und als sollte uns nichts vorenthalten werden, um das Landschaftsbild zu einem vollendeten zu machen, so fehlte darin auch nicht eine eigenthümliche Staffage, welche von Buschnegern im Strome gebildet wurde. In einem kleinen Koriale (so nennt man hier die aus ausgehöhlten Baumstämmen gebildeten Kanoes) befanden sich zwei Neger, Einer hinten im Boote sitzend und mit seinem Ruder (*paddle* genannt) langsam und lautlos das Wasser berührend, indem er zugleich damit ruderte und steuerte, der Andere vorübergebeugt, vorne im Fahrzeuge stehend, mit gespanntem Bogen auf eine Fischbeute lauend. Noch häufig hatten wir später Gelegenheit diese Art der Fischjagd zu beobachten, welche namentlich dort ergiebig ist, wo überhängende Schlingpflanzen, deren Früchte von den Thieren gefressen werden, als Lockmittel dienen. Die regungslosen, schwarzen Gestalten wären des Meissels eines Bildhauers würdig gewesen.

Es war bereits Abend, als wir Bergendaal erreichten, wo wir bei dem Missionär Weichel aus Sachsen ein freundliches Unterkommen fanden. Der Ort war früher eine Plantage; jetzt gehört das ansehnliche Gebäude, in dem die alten Schiesscharten noch an die Anfälle der Buschneger vergangener Jahre erinnern, den Herrnhutern. Es ist sehr schön am Fusse des Blauen Berges, unmittelbar am Surinam gelegen, gegenüber dem Pilatus, an dessen Fuss sich eine Savanne ausbreitet, gebildet von den oben erwähnten, alluvialen Ablagerungen. Regelmässig wird auch diese ausgedehnte Ebene in der Regenzeit vom Wasser überströmt und gleich steil, wie überall am Flusse, fallen auch hier die Lehmwände gegen den Strom ab, einem künstlichen Walle gleichend.

Das zugehörige Negerdorf wird von ärmlichen Holzhütten gebildet und macht mit seinen Schweinen und übel bekleideten Menschen keinen erfreulichen Eindruck. Die Bewohner sind zwar dem Namen nach Christen, bekümmern sich aber äusserst wenig um den Missionär und Handel mit den Goldsuchern, welche hier häufig Station machen, sind an der Tagesordnung. Unbegreiflich ist mir, dass die Herrnhuter die Kleidung als eine so nothwendige Zuthat zum Christenthum betrachten, denn hier bildet dieselbe stets einen Punkt der Differenz, während es den Negern doch wahrlich nicht zu verargen ist, dass sie lieber ihre reine Haut behalten wollen, als sich mit Kleidern be-

hängen, zu deren guter Unterhaltung ihnen die Mittel fehlen, so dass sie schliesslich schmutzige Lappen statt ihrer hübschen Körperfarbe zur Schau tragen.

Als wir Abends noch einen Gang durch das Dorf machten, stürzte plötzlich ein kräftiges Mädchen schreiend an uns vorüber, hinterdrein ein paar Männer um sie wieder zu fangen, und bald brachten sie die keuchende, mit krampfhaft geschlossenen Händen sich wehrende Person zurück. Man sagte uns, sie sei vom Teufel (Bakru) besessen, ein Uebel, welches die Neger durch Peitschen der Kranken vertreiben zu können glauben und das ihnen durch einen Mann angehext werden soll. Der betreffende Missethäter wurde denn auch später dem Missionär gemeldet und Diesem schien es zu meiner Ueberraschung auch durchaus nicht unmöglich zu sein, dass das übrigens verrufene Subject einen derartigen Einfluss auf das Mädchen ausüben könnte. Ich halte das Ganze für einen hysterischen Anfall.

1 April. Wir bestiegen den Gipfel des Blauen Berges, welcher etwa 73 m über dem Niveau des Flusses liegt und von wo aus man einen prächtigen Ausblick in die Runde hat, da die Anhöhe gleich dem Fusse des Pilatus durch Abbrennen stets frei von Baumwuchs gehalten wird. Man benutzt die kahlen, rasch von Gräsern wieder bedeckten Flächen als Weideplätze für vortreffliches Vieh.

Blickt man nach Südosten, so sieht man fünf flache Gebirgskämme coulissenartig Einen hinter dem Andern sich erheben, allmählig nach dem Innern des Landes an Höhe zunehmend; ihre Einschnitte sind seicht und nur hin und wieder tritt eine flache Kuppe in etwas isolirter Lage heraus. Das Streichen dieser Höhenrücken scheint annähernd parallel zu sein und etwa senkrecht zu einer Linie zu stehen, die man durch Verlängerung der Flussrichtung zwischen Klaaskreek und Blauen Berg erhält. In gleicher Stellung verharrend sieht man links wieder die Gebirge des Cederkreeks heraustreten, die wir bereits in der Nähe der Jodensavanna aus grösserem Abstände erblickt hatten, während man zur Rechten einen lang gestreckten, niedrigen Bergrücken mit flachem Gipfel bemerkt und im Vordergrund auf ein hügliges Terrain hinabblickt, welches mit dichten Waldungen bedeckt ist. Eine scharfe Krümmung, welche der Fluss kurz oberhalb Bergendaal macht, entzieht seinen Lauf bald den Augen, und wohin man schauen mag, nirgends sieht man in einiger Entfernung noch etwas Anderes als das unendlich ausgedehnte, grüne Meer des Waldes, welches sich auch nach Norden, flussabwärts in unabsehbare Fernen verliert und hier keine Anschwellung des Bodens mehr erkennen lässt. Denn obwohl es be-

kannt ist, dass kleine Erhebungen auch nördlich von Bergendaal keineswegs fehlen, so werden doch die Reliefformen des Landes zu sehr durch die mächtigen Waldungen maskirt, als dass geringe Höhenunterschiede aus grösserem Abstände noch wahrgenommen werden könnten.

Die Savanne am Fusse des Pilatus bildet neben dem Dorfe von Bergendaal die einzige Unterbrechung des unendlichen Waldes, und in ihrem grünen Rasen liegen vielfach wie die Wolken des Morgenroths lichtrothe Blumengruppen gebettet. — Nur ungern trennten wir uns von diesem so überaus anziehenden Bilde.

Es war schon ungefähr 11 Uhr Morgens als wir unsere Flussfahrt weiter fortsetzten, und gleich nachdem wir Bergendaal verlassen, wurden die Ufer des Surinam wieder flach, denn die Bergkette, der Pilatus und Blauer Berg angehören und welche bei Bergendaal von dem Strome durchbrochen ist, erstreckt sich zwar noch sehr weit nach Osten längs dem rechten Ufer, aber zunächst tritt sie ein wenig vom Wasser zurück und wird dadurch dem Auge völlig entzogen. Sie dehnt sich im Norden des von NO nach SW strömenden Theiles des Surinam aus, welcher durch zwei scharfe, knieförmige Biegungen einerseits bei Bergendaal, andererseits bei der Mündung des Mawassiekreeks begrenzt wird, und bildet weiter östlich die nördliche Grenze des Mawassiekreeks. Offenbar ist dieser Rücken auch die Ursache der Richtungsänderung des Stromes, welcher von Süden nach Norden strömend fast rechtwinklig auf das Gebirge stösst, dadurch abgeleitet wird, längs seiner Südgrenze hinströmt und es am Blauen Berge endlich durchbricht. Eine Strecke unterhalb des Mawassiekreeks nähert sich der betreffende Rücken wieder dem Flussbette und zahlreiche liegen hier grosse Felsblöcke in der Nähe des Ufers im Wasser, bedeckt mit einem glänzenden, dunkelschwarzen Harnische, der Verwitterungsrinde, von deren dunklem Grunde sich die vielfach darauf hinkriechenden Rankengewächse zierlich abheben; so unter anderen auch bei Kauru-Watra (Kaltes Wasser), einer Quelle unterhalb des Mawassiekreeks, die wir leider in dieser Zeit ganz ausgetrocknet fanden.

Schüsselförmige, runde und elliptische Vertiefungen und fast ebene, glatt geschliffene Flächen sieht man nicht selten auf den erwähnten Blöcken; sie dürften dadurch entstanden sein, dass lose aufliegende, andere Blöcke, welche jetzt weggeführt sind, unter Mithilfe des strömenden Wassers und des Flussandes die Felsen abgeschliffen und stellenweise flach vertieft haben. Jedenfalls ist es sehr abenteuerlich,

dafür die Erklärung anzunehmen, welche seiner Zeit ein hoher Beamter gegeben, dass nämlich Indianer ihre Steinbeile an den betreffenden Stellen geschärft haben sollen. Wir werden noch ansehnlichere Höhlungen in demselben Gesteine kennen lernen, unter Verhältnissen, die keine andere Erklärung als die Wirkung des strömenden Wassers zulassen.

Zwischen Mawassie- und Companie-kreek wird das rechte Ufer von sehr niedrigen, flachwelligen Hügeln eingefasst, während das linke eben bleibt; von dort bis zum Cederkreek treten nirgends Anhöhen unmittelbar an den Strom heran, aber häufig ist der Fluss seicht und voll kleiner Klippen, auf die unser Boot wiederholt stösst, und endlich ist unmittelbar unterhalb Boschland fast der ganze Strom von dicht gedrängten Felsen versperrt. Alle diese Klippen besitzen einen steileren, stromaufwärts gekehrten und einen minder steilen, stromabwärts gerichteten Abfall.

Unter stromendem Regen langten wir um 6 Uhr Abends in Boschland an, woselbst wir die Nacht zubringen wollten; aber das war mit grossen Schwierigkeiten verbunden, denn so freundlich die schneeweiss getünchten Gebäude uns von der Uferterrasse entgegen leuchteten, so wenig waren sie doch für die Aufnahme von Gästen berechnet. Boschland ist ein zur Verhütung des Schmuggels angelegter Militairposten, der freilich insoweit ziemlich zwecklos ist, als die Busch neger sich absolut nicht um den Anruf des Beamten kümmern und ungehindert ihrer Wege ziehen, da Jenem alle Mittel zur raschen Verfolgung fehlen. Wir konnten das während unseres Aufenthaltes mehrfach beobachten. Es befinden sich auf dem Posten 1 Brigadier, 4 Maréchaussées und 4 Ruderer; alle sind gut aber bescheiden untergebracht und nur nach vieler Ueberlegung glückte es Platz für die Hängematten ausfindig zu machen. Ebenso schwierig war das Herbeischaffen der nothwendigsten Bagage, die bei strömendem Regen und dem dürrtigen Scheine einer Laterne erst nach unsäglichen Mühen das hohe, schlüpfrige und steile Lehmufer hinauf getragen werden konnte.

Der Brigadier, welcher am Fieber leidend und ohne gutes Chinin war, wurde von uns zunächst mit der nöthigen Medicin versehen, die schreienden Kinder beruhigt; dann schiefen wir unter dem Lärm der grossen, wie Enten quackenden Frösche und dem Gezirpe der zahlreichen Fledermäuse einen vielfach unterbrochenen Schlaf.

2 April. Trübe brach der Morgen für uns an, denn das ganze Boot war gründlich durchnässt und die Leute, welche darin hatten übernachtet müssen, waren mit Recht sichtlich verstimmt; aber mit

dem Nachlassen des Regens erwachte auch wieder die Hoffnung auf baldigen Sonnenschein und bessere Stunden. So warfen wir denn einen letzten Blick auf die Kuppen des Cederkreeks, welche von Boschland gesehen den Fluss aufwärts abschliessen und dort einen prächtigen, im Duft des Morgennebels schwimmenden Hintergrund bildeten, drückten dem weissen Brigadier, seinen schwarzen Frau und ihren reinlich gekleideten, mit zierlichen Lockenköpfchen geschmückten Kindern die Hand und stiegen wohlgemuth zum Landungsplatze hinab, wo auf Stöcken im Wasser eine Reihe von Termitennestern stand, deren Insassen den Hühnern und Enten zur Nahrung dienen. In grossen Schaaren flogen am Ufer die braunen, gelb und schwarz gefleckten *Mechanitis mneme* L. und ebenso viele Exemplare von *Ithomia giulia* Hew. und *I. ninonia* Hübn. umher.

Das Strombett nimmt bereits einen anderen Charakter an; zusammenhängende Klippen bilden Barrièren, welche es fast der ganzen Breite nach einnehmen; so schon unmittelbar hinter dem Cederkreek und weiter aufwärts vor allem bei Brokopondo, denn hier beginnen die Stromschnellen. Bis Brokopondo hinauf macht sich zu allen Zeiten des Jahres der Einfluss von Ebbe und Fluth noch geltend, der Art, dass bei hohem Wasserstande nur ein Aufstauen des Wassers, aber kein Aufwärtsströmen stattfindet, während bei niedrigem Wasserstande auch dieses noch bei Brokopondo wahrgenommen wird. Als untrügliches Zeichen dafür dürfen unter anderen auch die Anhäufungen von Sand gelten, die man an den Klippen bis Brokopondo bemerkt, so zum Beispiel noch unmittelbar unterhalb des Ortes an dem grossen Felsen, welcher den Namen Kanzel trägt. Denn diese Ablagerungen finden sich im Schutze der Klippen nicht nur an der stromabwärts, sondern auch an der stromaufwärts gerichteten Seite und beweisen deutlich, dass der Strom abwechselnd in beiden entgegengesetzten Richtungen fliesst. Bis Phaedra macht sich das Aufwärtsströmen des Wassers auch bei dem höchsten Stande des Flusses in der Regenzeit bemerkbar.

Als Zeichen der beträchtlichen Zunahme des Gefälles bei Brokopondo verdienen vor allem noch die Strudellöcher Erwähnung, welche in grosser Zahl in der trocken gelegten Barrière daselbst wahrgenommen wurden. Es sind 15—30 selten 60 cm im Durchmesser haltende Höhlungen, wenig tiefer als breit und nach unten zu etwas verengt, an deren Seitenwänden man bisweilen absteigende, gebogene Linien wahrnimmt, ähnlich den Spiralen unserer Riesenkessel. Der Boden ist mit grobem Sande gefüllt; nur hin und wieder bemerkt man auf ihm ein faustgrosses Gesteinsbruchstück, welches mit an der aus-

schleifenden Thätigkeit Theil genommen. Es unterliegt keinem Zweifel, dass diese Höhlungen im Gestein, deren grösste an der stromaufwärts gerichteten Seite der Barrière gelegen sind, der Wirkung des strömenden Wassers, welches diese Felsen in dem grössten Theile des Jahres bedeckt, ihre Entstehung zu danken haben.

Wir selbst spürten die Zunahme des Gefälles mehr als uns lieb war, denn wenn auch die bisherige Fahrt durch das seichte Flussbett oftmals sehr erschwert wurde, so hatten wir doch noch niemals mit der Gewalt der Stromschnellen zu ringen gehabt. Alle Anstrengungen, das Boot durch Rudern vorwärts zu bringen, waren vergeblich, und hatten wir endlich 1 bis 2 Meter an Feld gewonnen, so warf uns das geringste Nachlassen des Einen oder Anderen unserer Ruderer wieder ebensoviel oder noch mehr zurück. Es blieb den Leuten nichts Anderes übrig als von Fels zu Fels schreitend, watend und schwimmend dem Boote voranzugehen und dieses dann an einem langen Taue nachzuziehen. Unermüdlich waren sie in ihren Anstrengungen, und endlich gelang es, die oberhalb Brokopondo gelegene Insel am rechten Flussufer zu passiren; aber schon wieder sperrte eine Barrière an der oberen Endigung des Eilands fast den ganzen Strom ab; ihr folgte in sehr kurzem Abstände eine zweite, und nachdem der Fluss weiter aufwärts eine kleine Strecke leichter befahrbar gewesen — zahlreiche Klippen sind trotzdem noch immer vorhanden —, folgte beim Dabikwenkreek noch eine dritte, das Wasser quer durchsetzende Felspartie. An allen diesen Punkten war die Durchfahrt nur mit den grössten Mühen ausfindig zu machen und zu bewerkstelligen; vielfach mussten wir die halb verrichtete Arbeit wieder aufgeben, wenn sich der gehoffte Ausweg als zu seicht erwies, und in dem Labyrinthe der Klippen an einem zweiten Orte von Neuem das Schieben und Stossen und Ziehen des Fahrzeuges beginnen. Dabei war es durch die Kraft des Stromes sehr schwierig zu landen, um die Untersuchung der Gesteine vorzunehmen.

Die Oberfläche der Felsen ist überall mit einer eisenschwarzen Verwitterungsrinde wie mit einem Harnische bedeckt und zwischen ihnen fängt sich reichlich ein gelber Quarzsand, welcher überall den Anlauf zur Inselbildung nimmt und so unter anderen auch bereits die Insel oberhalb Brokopondo geformt hat. Gleicher Sand bildet im Schutze der Klippen Bänke, welche sich lang zungenförmig stromabwärts erstrecken, an der entgegengesetzten Seite aber oberhalb Brokopondo niemals mehr vorkommen, und in diesem Sande wächst zahlreich eine bis zu 5 m hohe Pflanze aus der Familie der Myrtaceen (*Psi-*

dium aromaticum), hier von den Einwohnern Guave genannt. Viele Vögel lieben den Samen dieses Strauches sehr, sie tragen ihn auf die Sandbänke und pflanzen so die ersten Gewächse auf denselben, welche lange Zeit fast die einzigen bleiben, da andere das dürre Erdreich und den wechselnden Wasserstand, der zeitweise fast die ganzen Guavesträucher unter das Niveau des Stromes bringt, nicht zu ertragen scheinen. Die Sträucher geben aber den weiteren Anlass zum Auffangen des Sandes und Schlammes, den der Fluss mit sich führt, und so tragen sie wesentlich zur Einleitung der Inselbildung bei; ihr Vorkommen ist im Gebiete aller Stromschnellen der grossen Flüsse von Surinam das gleiche.

Die gelblichgrünen Blätter der Guave, der lichtgelbe Sand, die dunkelschwarzen Felsen, welche in unzählbaren Mengen einige Meter hoch über dem Wasser in Gruppen hervorragen, das frische Grün des höher und höher sich aufthürmenden Waldes, der dunkelblaue Himmel und der rauschende, in tausend kleinen Fällen dahin stürzende Strom — das Alles bietet ein farben- und formenreiches Bild von seltener Schönheit.

Am ganzen Ufer zieht sich noch immer die alluviale Terrasse hin, der wir unterhalb schon beim Klaaskreek begegnet sind. Am Dabikwengkreek ist sie von Sand gebildet, und als wir hier landeten, trafen wir landeinwärts die Fortsetzung der Felsen, welche die Barrière daselbst im Flusse formen; sie standen hier in einem zur Zeit ganz trockenen, kleinen Seitenarme des Flusses an, welcher von dem Hauptstrome durch einen wenige Meter breiten, vom erwähnten Alluvium gebildeten Wall geschieden ist. Da die ganze alluviale Bildung bei höherem Wasserstande überströmt wird (der Schlamm der früheren Fluthen hing noch an den Bäumen, welche auf ihr wachsen), so können derartige kleine Arme des Stromes schwerlich lange ihre einmal angenommene Gestalt bewahren und Veränderungen des Bettes, welche auch dasjenige des Hauptflusses berühren, dürften vielfach vorkommen.

Zwischen Vaillantkreek und Nieuw-Star-Eiland ist der Strom wieder frei; aber bei genannter Insel häufen die Felsen sich abermals sehr, und da sie in Gruppen liegen, welche stellenweise so weit von einander entfernt sind, dass die Leute das Tau nicht von Einer Klippe zur anderen transportiren konnten, so befanden wir uns in sehr misslicher Lage; denn der Tag begann sich zu neigen und nirgends war ein Platz, an dem man hätte landen können, ohne sofort in unentwirrbare Schlinggewächse zu versinken. Da erschien ein Buschnegerkorial, dessen Insassen eine sichtliche Schadenfreude über unsere

Mühen an den Tag legten, aber dann doch bereitwilligst das Tau mit Hülfe ihres Bootes vorausbrachten und so das weitere Fortziehen ermöglichten. Es war der Capitän Bakú, der den Aukaner-Buschnegern angehört und am Sarakreek wohnt, nebst zwei etwa 12 jährigen Kindern. Einer der Knaben trug einen bunt bemalten Strohhut, im Uebrigen bestand die Bekleidung aller Dreie nur in dem kleinen Lendentuche, trotz der hohen Würde des Erwachsenen.

Ein wenig oberhalb Nieuw-Star-Kreek wiess uns der Letztere auch einen Platz im Walde an, an dem wir übernachteten konnten, und wir eilten uns einzurichten, denn bereits den ganzen Tag hindurch hatten uns in grösseren Zwischenpausen kleine Regengüsse belästigt und schwere Schauer schienen am Abend zu erwarten zu sein. Jene unbedeutenden Niederschläge pflegt der Neger „Weiberregen“ (*uman arin*) zu nennen, denn er vergleicht sie mit dem unbedeutenden, anhaltenden Gezänke seiner Frauen, wogegen der Mann kurz und heftig zu schelten gewohnt sei.

Unser Lagerplatz befand sich am linken Ufer, woselbst die alluviale Terrasse 5 m über dem Niveau des Flusses lag. Es standen daselbst auf je vier Pfählen, welche durch ein paar Querstöcke gestützt waren, zwei schmale, aus Palmblättern verfertigte Dächer, gerade gross genug um unter jedes zwei Hängematten zu befestigen und gebückt stehen zu können. Es waren kleine, offene Hütten, wie sie der Neger zu bauen pflegt, wenn er kurze Zeit von Hause entfernt sein muss, zur Anlage seiner Aecker vor allem, die meistens weit vom Dorfe ab gelegen sind. Ein alter Bogen und ein Ruder, welche am Baume lehnten, ein paar Flaschen, etwas Reis und eine sehr zierlich gefertigte Reibe bewiesen uns, dass der Platz nicht verlassen und noch vor Kurzem bewohnt gewesen war.

Die Reibe war sehr kunstvoll gearbeitet: in ein viereckiges Brett von etwa $\frac{1}{2}$ m Länge und 20 cm Breite waren in gleichen Abständen Streifen von Kupferblech geschlagen und diese waren darauf durch senkrecht zu ihrer Längsrichtung geführte Feilstriche in viele spitze, dreiseitige Zinken zerlegt worden. Alles war sauber und ordentlich gearbeitet, aber das Instrument lag hier ebenso offen wie alle anderen Dinge umher, da der Eigenthümer keinen Diebstahl zu fürchten hat. Irgend ein Strohwisch, ein Lappen oder dergleichen, was ihm aus unerklärten Eigenschaften am besten dazu geeignet scheint, wird vom Besitzer zu den Dingen gelegt, und dieses schützt als „Obia“ sein Eigenthum vor allen unrechtmässigen Angriffen.

Unsere Kisten waren herauftransportirt und boten uns nebst einigen

Klappstühlen willkommene Sitzplätze unter den Palmdächern, denn der Regen goss in Strömen vom Himmel hernieder; aber bald mussten wir die Sitze gegen die Hängematten vertauschen, da für Beides nicht Raum war. Endlich gab es einen trockenen Augenblick, das Feuer vor den Hütten begann lustig zu flackern und phantastisch die Baumriesen zu beleuchten, welche den offenen Platz umgaben und in der dunklen Nacht bis ins Unendliche emporzustreben schienen; nur hie und da fand ein Sternchen Gelegenheit durch das dichte Laubdach hindurchzuschauen. Wir standen plaudernd am brennenden Holzstosse als plötzlich wie aus dem Boden gewachsen drei Buschneger vor uns erschienen und nach kurzer Begrüssung sofort mit der Erklärung hervortraten, dass das Brennholz ihnen gehöre und sie von uns dafür Bezahlung verlangten. Wir bedeuteten ihnen, dass der Wald Eigenthum des Weissen sei, der ihnen nur erlaube ihn zu benutzen, und darauf zogen die lästigen, zudringlichen Schwarzen wieder ab, mit der Erklärung, dass sie am folgenden Tage weiter über den Gegenstand sprechen wollten.

Wir dagegen suchten unsere Hängematten auf, nachdem wir uns überzeugt, dass keine ungebetenen Gäste die Palmdächer zum Aufenthalte gewählt, und suchten den Schlaf, der freilich bei mir nicht sogleich in der ungewohnten Umgebung eintreten wollte. Wie oft hatte ich die heilige Stille des tropischen Urwaldes schildern hören und wie sehr stand die Erfahrung, die ich auf der ganzen Reise am Ufer des Surinam machte, mit dieser Schilderung im Widerspruche! Ueberall zirpen, kreischen, schnarren und summen die ungezählten Mengen von Insekten¹; wie der Lockruf von Finken und das Quacken der Enten tönen unaufhörlich die Rufe der grossen *Hyla*-Arten durch die Nacht; hin und wieder nimmt man des Fallen eines gewaltigen Baumes wahr, welches gleich dem entfernten Donner eines Geschützes herübertönt, und das entsetzliche Brüllen des Brüllaffen (*Myceles seniculus Illiger*) schlägt die ganze Nacht hindurch an das ungewohnte Ohr. Erschreckt fuhr ich aus dem Schlafe, als es an dieser Stelle plötzlich aus nächster Nähe erscholl. Mosquitos kommen im Oberlaufe des Flusses glücklicherweise nicht vor.

3 April. Waren Boot und Leute nass, als wir gestern erwachten, so war es heute noch ärger, denn die ganze Nacht hindurch hatte

¹ *Cicada tibicen* L. ist unter ihnen am meisten auffallend, da sie mit Sonnenuntergang, etwa um 6 Uhr, zu zirpen beginnt, so dass man nach ihrem schrillen Tone fast die Uhr regeln kann. Zu andern Zeiten des Tages hört man sie nur sehr vereinzelt.

es tüchtig geregnet und weder das Palmdach des Fischerboots noch die Guttaperchadecke, unter der Einer der Ruderer, welcher das Lagerfeuer unterhalten sollte, seine Hängematte befestigt hatte, waren ausreichende Schutzmittel gewesen. Einer der zudringlichen Buschneger, die uns gestern belästigten, war auch schon vor unserer Abfahrt wieder erschienen, sammt seiner wohlgebildeten Frau, welche von unsern Dienern mit dem Namen eines „goldenen Käfers“ belegt wurde und durch das Wohlgefallen, das sie erregte, die schleunige Abfahrt des eifersüchtigen Mannes bewerkstelligte. Wir brachen um 8 Uhr Morgens ebenfalls auf, um zum nahe gelegenen Koffiekamp zu gelangen, von wo wir unter Mithilfe der Buschneger und in Korialen unsere Reise stromaufwärts fortzusetzen hofften.

Bakú, welcher alsbald wieder zu uns stiess und uns bei der Ueberwindung einiger Klippen im Flusse behülflich war, versprach auch die nöthigen Koriale von seinem Wohnplatze am Sarakreek nach Koffiekamp herbeizuschaffen. Er war heute mit einem ordentlichen, grauen Beinkleide und eben solcher blauer Blouse bekleidet und von den drei erwachsenen Neffen, die ihn begleiteten, trug der Eine die abgelegte Militairjacke eines holländischen, kolonialen Soldaten, welche seine kräftige, im Uebrigen ganz blosse Gestalt in komischer Weise verunzierte. Bald verliess uns die durch Schnapps zur Bereitwilligkeit angespornte Gesellschaft, um die versprochenen Koriale zu holen. Kurz vor 11 Uhr langten wir in Koffiekamp an.

Da waren wir im Gebiete der Buschneger, welches weit landeinwärts sich ausdehnt und dessen Grenze wir auch bei Toledo, unserer Endstation am oberen Surinam, noch lange nicht erreichen sollten. Um die Beobachtungen, welche ich unter dem Volke gemacht habe, in dem Reiseberichte nicht zu sehr auseinanderzureissen, scheint es mir wünschenswerth, hier das Allgemeine über ihre Sitten und Gebräuche zusammenzufassen und somit der Erzählung des Gesehenen in Bezug auf diesen Punkt ein wenig vorauszuweichen.

Zuerst von den Pflanzern aus Furcht vor feindlichen Angriffen in die Wälder geschickt (1712) fanden die damaligen Sklaven die Freiheit des Waldlebens angenehmer als die harte Arbeit auf den Plantagen und kehrten nicht wieder zu ihren Herren zurück; sie lieferten den Stamm der Buschneger, um den sich später noch zahlreiche weggelaufene Schwarze scharten, die von den älteren Waldbewohnern vielfach in harter Sklaverei gehalten wurden und gerne den abgeschnittenen Rückweg wieder aufgesucht hätten. Alle diese Neger hielten sich aber entfernt von den Strömen im Walde ver-

borgen und die Plantagen hatten oft von ihren Angriffen zu leiden, bis die Regierung Frieden mit ihnen schloss und sie nach und nach ihre Schlupfwinkel verliessen. Je nach der Zeit, in der die verschiedenen Gruppen ihre Wohnsitze an den erreichbaren Wasserstrassen aufschlugen, wurden sie mit Namen belegt, und man unterscheidet augenblicklich folgende Stämme:

1. Die *Saramakkaner*, ansässig am oberen Surinam und dem Granmann von Gansee untergeben, früher am Saramakka wohnhaft.

2. Die *Aukaner*, wohnhaft am Marowijne (Maroni) und Sarakreek mit Einschluss von Koffiekamp; genannt nach Auka, dem Orte, an welchem Frieden mit ihnen geschlossen wurde (1762).

3. Die *Boni-Neger*, wohnhaft am Lava, dem Oberlaufe des Maroni.

4. Die *Paramakkaner*, wohnhaft am Paramakkakreek, Nebenflusse des Maroni.

5. Die *Matuari-Neger*, wohnhaft am oberen Saramakka, früher am Copenname. An letzterem Flusse sollen sich noch stets einige im Walde verborgen halten, denn man hat ihre Trommeln gehört, ohne dass die Dörfer bekannt wären.

6. Die *Beku-* und *Musinga-Neger*. Wohnen beide am unteren Theile des oberen Saramakka.

In allen Buschnegerdörfern, welche ich besucht habe, finden sich zwei verschiedene Arten von Wohnungen, geschlossene und offene, nur mit einem Dache versehene Hütten. Die ersteren sind niedrige, vierseitige Häuser, deren Wände aus geflochtenen Palmblättern gebildet sind, und welche nur einen niedrigen Eingang besitzen, durch den der Bewohner in gebückter Stellung eintreten kann; das ebenfalls aus Palmblättern hergestellte, schräge Dach reicht mit seinen überstehenden Seitentheilen fast zur Erde. Vielfach bildet eine vorgesetzte Blättermatte den einzigen Verschluss. Im Innern sind meistens zwei Räume vorhanden, welche durch gleiches Flechtwerk von einander geschieden werden, und deren Einer als Schlafraum dient; in dem andern hängen an den Wänden allerlei Geräthe und Kochgeschirre, unter denen aus Kalabassen gefertigte Schüsseln und Löffel die Hauptrolle spielen. Aber auch Thongefässe sieht man, zierliche runde Kummern, bisweilen mit hübsch ausgeschweiftem Rande und glänzend *schwarz* gebrannt, welche an den Wänden mittelst Bänder befestigt werden. Als Schlafstätte dient die Hängematte, welche die Leute selbst verfertigen (ich sah ein Mal den Capitän eines kleinen Dorfes beim Weben beschäftigt) und wofür die Frauen das Garn aus Baumwolle bereiten; ausserdem benutzt man indessen hin und wieder auch eine hölzerne Pritsche.

Die offenen Hütten bestehen aus einem Palmdache, welches von Stäben getragen wird; zwischen die vier Eckpfähle wird meistens noch je ein mittlerer Pfahl gesetzt, so dass an den Seiten sowohl wie vorne und hinten sich drei Stäbe befinden. Unter dem Dache verbindet man ausserdem durch Längs- und Querpfähle die sechs Stützen der gegenüberliegenden Seiten des Hauses und schiebt Planken über die Querverbindungen, um einen Raum zum Bergen von Haushaltungs-Gegenständen zu erhalten. Oft sind es nur einzelne, lose übergelegte Bretter, bei den Aukanern sah ich indessen regelrechte Böden auf diese Weise hergestellt, wie denn überhaupt diese Leute sich durch grössere und reinlichere Hütten vor den Saramakkanern auszeichnen. Die offenen Häuser dienen in erster Linie als Kochraum, ausserdem aber zu vielfachen anderen Arbeiten und zum Aufenthalte bei Tage.

Auch sah ich in Koffiekamp noch eine dritte Art von Wohnungen, die ich bei den Saramakkanern nicht bemerkt habe, geschlossene Häuser, welche nur Vorder- und Rückwand, aber keine Seitenwände besaßen und also mit dem Dache den Boden berührten. Im Uebrigen scheinen sie mit den oben erwähnten gleiche Einrichtung zu besitzen. Nirgends sieht man irgend welche Regel in der gegenseitigen Stellung der Häuser, dagegen zeichnet sich das ganze Dorf stets durch grosse Reinlichkeit aus, denn auf dem Boden desselben sieht man kaum ein einzelnes Pflänzchen oder ein abgefallenes Blatt liegen. Alles wird sorgfältig aufgeräumt und weggefeht.

Die Kleidung der Männer besteht in allen heidnischen Dörfern gewöhnlich nur aus dem Lendentuche, welches zwischen die Beine und darauf zwischen ein um die Hüften befestigtes Band hindurchgezogen wird, so dass seine beiden Enden hinten und vorne herniederhängen. Als Festschmuck tragen aber die Leute ausserdem noch ein je nach Umständen grösseres oder kleineres Tuch von möglichst bunter Farbe, welches den Oberkörper bedeckt und bisweilen bis zum Knie herunterreicht. Meist ziehen sie es an Einer Seite unter dem Arme durch und befestigen dann seinen offenen Theil an der anderen Seite mit einem Knoten auf der Schulter, so dass beide Arme frei sind; oft aber hängen sie es auch über die linke Schulter und schlagen auf der rechten den Knoten, so dass nur der Eine Arm zur Handhabung des niemals fehlenden Hackmessers Dienst thun kann.

Die Frauen tragen ein ähnliches, um die Hüften befestigtes und bis zu den Knien reichendes Tuch, welches den ganzen Oberkörper

frei lässt, und ein anderes benutzen sie, um ihre Kinder darin zu tragen, die sie mit grossem Stolz bis zu mehrjährigem Lebensalter herumschleppen. Sie setzen in vorübergebogener Stellung das Kind auf den Rücken, schlagen das Tuch darüber und binden zwei Zipfel desselben über den Brüsten zusammen, die dadurch flacher und flacher gedrückt werden; die beiden unteren werden dann ebenfalls über dem Bauche zusammengeknüpft und so ist der Tragapparat fertig. Die Kinder beiderlei Geschlechts gehen lange völlig nackt, oft bis zum zwölften oder gar vierzehnten Jahre, nach meiner Schätzung des Alters.

Zu den Kleidungsstücken gesellen sich nun mancherlei Verzierungen, die entweder lediglich zum Schmucke oder auch zum Schutze des Trägers dienen sollen, oft für Beides gleichzeitig. Ringe von Messing, Eisen und Stroh werden an Armen, Beinen und Daumen getragen, ebenso aus kleinen Perlen verfertigte Schnüre. Unter den Messingringen sieht man vor allen Dingen viele alte Gardinenringe, die den Fingern zur Zierde dienen; die Eisenringe, nicht selten am Oberarme befestigt, sollen die Kraft des Mannes stärken. Perlen-schnüre schmücken auch oft den Hals der Frauen, und mehrfach sah ich Männer, welche einen einfachen Eisenring ebenfalls um diesen Körpertheil gelegt hatten; vereinzelt sah ich sowohl am Sarakreek als auch am oberen Surinam in Toledo Männer, welche Ohrringe von Messing gleich unseren Schiffen trugen.

Leute beiderlei Geschlechts legen in vielen Fällen um den Hals ein sogenanntes „Obia“, welches sie vor bösen Einflüssen schützen soll. Manchmal sind es zwei Eckzähne einer grossen Katzenart, die an einer Schnur befestigt als Obia dienen, in anderen Fällen kleine, bunte Vogelfedern und rothgefärbte Holzstückchen, die symmetrisch angeordnet in gleicher Weise getragen werden. Bei den Saramakkanern sah ich wiederholt an Halsschnüren Obias, welche bestimmt waren, beim Nahen des bösen Geistes durch ein mit ihrer Hilfe hervorgebrachtes Geräusch den Angreifer zu vertreiben, so z. B. eine kurze, kegelförmige, wenige cm lange Blechröhre, in der nach Art einer Glocke ein hölzerner Klöppel hing; nahte der Geist, so vertrieb ihn die Trägerin durch Schütteln der Vorrichtung. Die glückliche Besitzerin war die Tochter eines Häuptlings in Toledo und hielt den Schatz so sehr in Ehren, dass alle Anerbietungen meinerseits, ihn käuflich zu erwerben, fruchtlos blieben. Sie glaubte, dass sie sterben würde, wenn sie den Schatz fortgäbe. Auch befestigt man auf kleine Münzen (holländische 10 Cents-Stücke) Silberstreifen nach Art eines hebraeischen

Buchstabens, welche ebenfalls dazu dienen müssen, um mit Hülfe der Nägel ein dem bösen Geiste unangenehmes Geräusch hervorzubringen; auch sie werden an einer Halsschnur getragen.

Alles dies ist aber auch unstreitig zugleich als ein Schmuck anzusehen, und es lässt sich schwer bestimmen, wo der Gegenstand, den der Eine und Andere besitzt, aufhört Obia zu sein. Lediglich ein Zierrath scheinen an Schnüren um das Handgelenk befestigte *Cypraeen* zu sein. Ich sah zwei verschiedene, kleine Arten, welche beide an der Küste von Afrika vorkommen und hier als Geld (Kauris) gebraucht werden (*C. moneta* and *C. annulus*). Ein oder zwei Exemplare findet man an je Einer Schnur befestigt.

Ihren Körper versehen die heidnischen Buschneger alle mit einer Tätowirung, während man bei den christlichen diesen Gebrauch, dem die Missionäre sehr entgegen arbeiten, nur vereinzelt begegnet. In der Regel sind Gesicht und Arme tätowirt, vielfach mit Kreuzen, die indessen durchaus Nichts mit dem Christenthume zu schaffen haben. Viele zieren die Beine in gleicher Weise. Nicht selten beschränkt sich aber die Tätowirung auf eine zierliche, gürtelartige Figur in der Höhe des Kreuzes oder auf hübsche, sehr sauber symmetrische Zeichnungen über dem Nabel, deren Züge in der That als ein Verschönerungsmittel auch in den Augen des Europäers gelten können. Die Haare sind bisweilen mit Kattunwickeln geschmückt, welche gleich Papilloten in kranz- und sternförmigen Figuren darin liegen, oder in viele einzelne, abstehende Strähne geflochten; in Einem Falle sah ich in Otokuka auch einen Mann, der sie in drei grosse Büschel zertheilt hatte, welche an der Mitte und an den Seiten des Kopfes weit abstanden; er schien eine sehr angesehene Persönlichkeit zu sein.

Die Statur der Buschneger ist sehr verschieden; breite und grosse Gestalten sieht man verhältnissmässig selten; ebenso verschieden ist ihre Hautfarbe, die vom dunklen, ebenholzartigen zum lichterem Schwarz und bisweilen lederartigem Braun wechselt, ohne dass im Uebrigen Unterschiede in der Körperbildung damit gepaart gingen. Dieselbe stimmt so sehr mit derjenigen ihrer afrikanischen Stammverwandten überein, dass ich von einer Beschreibung absehen zu müssen glaube. Erwähnenswerth scheint mir nur noch der Umstand zu sein, dass in Folge des geringen Gebrauches der Beine bei den fast nur auf dem Wasser sich bewegenden Menschen, diese Körperteile oftmals ungemein schwächlich im Gegensatze zu Rumpf und Armen sind. Nicht selten folgen auf einen äusserst muskulösen Oberkörper, an dem die wurmartig hinkriechenden Bewegungen des

kleinsten Muskels scharf hervortreten, so dünne untere Extremitäten, dass der Körper sich geradezu nach unten verjüngt. Während die Gestalten im Uebrigen anmuthsvoll und wohlgebildet sind, ausgenommen das abstossende Gesicht, und die sammetartige, glänzende Haut nicht wenig zur Hebung der schönen Körperformen beiträgt, sind die hängenden Brüste der Frauen von einer geradezu abschreckenden Hässlichkeit; wie platte Säcke fallen sie oftmals schlaff bis zum Nabel hernieder.

Ich erwähnte schon, dass die Art die Kinder zu tragen, die Brüste der Frauen zusammendrücken muss, aber es ist zur Annahme der genannten Form jedenfalls bereits die Anlage vorhanden, da man sie bisweilen schon bei jungen Mädchen, die keineswegs geboren haben, hervortreten sieht. Ganz junge Kinder sind hell gefärbt, in den ersten Lebenstagen fast denen der Europäer von bräunlicher Hautfarbe gleichend, und noch halbjährige Negerkinder besitzen die lichtbraune Färbung, wie sie Hand- und Fusssole stets beibehalten.

Ziemlich häufig sind Missbildungen in Form eines überzähligen Fingers, welcher wie gewöhnlich bei dieser Erscheinung am kleinen Finger, und zwar an dessen unterstem Gliede sich ansetzt. Dieselbe Missbildung lernte ich in einer Familie kennen, in deren Adern noch Indianerblut fliesst, und hier war sie erblich, so dass sie bei jedem der zahlreichen Kinder auftrat und durch Operation entfernt werden musste.

Die Buschneger sind sehr geschickte Handarbeiter. Sie fertigen neben ihren Korialen (Kanoes), deren Herstellungsweise ich als bekannt voraussetzen kann, und zierlichen Rudern, die ihre Form von denen der Indianer entlehnt zu haben scheinen, mancherlei schöne Schnitzarbeiten an. Ihre Sitzbänke von 18—22 Centimeter Höhe sind oft ungemein kunstvoll gearbeitet, ebenso die Schlösser an den Thüren, die Bänke der schöneren Koriale und selbst geschnitzte Tische, die übrigens unbenutzt blieben, sah ich einmal bei den Negern als selbstgefertigte Arbeit. Den Cirkel habe ich die Aukaner und Saramakaner beide sehr geschickt benutzen sehen. Dabei verwenden sie mit grosser Vorliebe zum Beschlag Messingnägeln mit runden Köpfen, die sie in Figuren anordnen und deren Gegenwart sie weder auf den gewöhnlichen Sitzbänken noch auch in den Korialen zu hindern scheint. Mit Messingnägeln beschlagene Gewehrkolben liebten die Neger von Toledo sehr; sie zogen so geschmückte Waffen allen anderen vor.

Die Anfertigung von Thongefässen habe ich oben schon erwähnt. Trinkgefässe und Löffel von Kalabassen (*Crescentia Cujete*) werden

ebenfalls innen mit eingeritzten Figuren verziert und auch kleine, flache Bretter, welche sie an Stelle eines einfachen Stockes zum Ausklopfen des Zeuges bei der Wäsche benutzen, sowie ihre grossen Holzkämme, sind oftmals mit hübschen Zeichen und Figuren versehen. Koriale und Paddle bleiben aber aus leicht ersichtlichen Gründen stets die Hauptsache, um die sich die Beschäftigung der männlichen Neger dreht, und fragt man nach dem Alter eines Knaben, so heisst es: „Er kann schon ein Paddle schneiden“ oder: Er kann schon am Koriale arbeiten.“ Kinder schnitzen sich Beides vielfach zum Spielzeuge und zur Fehnung.

VERBETERING.

Op blz. 27, regel 14—16 v. o. staat:

„(Batate = *Ipomoea batatas*), Yams“

Dit moet zijn:

„Batate (= *Ipomoea batatas*), sogenannten Patattaknollen, welche die Stelle der Kartoffel vertreten, Yams . . .“

Stelle der Kartoffel vertreten (*Dioscorea alata* L. = Igame), Mango-
früchten u. s. w. Fisch und Fleisch dagegen rechnen die Buschneger
zu den Leckerbissen (*„swieti moffo“*).

Das Cassave-Mehl, dessen Bereitung ich im Uebrigen als bekannt
voraussetzen kann, wird in langen, wurstförmigen, geflochtenen
Säcken ausgepresst, welche Matapie heissen und in gleicher Weise
auch von den Indianern benutzt werden. Die Säcke sind mehr als
mannshoch und an beiden Enden mit einer langen Oehse versehen,
deren Eine an einem Baume befestigt wird, während die andere unten
ein schwebendes Brett trägt, auf welches grosse Steine gelegt wer-
den. Die Zugkraft der Steine zieht dann das Flechtwerk zusammen
und presst so die geriebene Wurzel aus.

ebenfalls innen mit eingeritzten Figuren verziert und auch kleine, flache Bretter, welche sie an Stelle eines einfachen Stockes zum Ausklopfen des Zeuges bei der Wäsche benutzen, sowie ihre grossen Holzkämme, sind oftmals mit hübschen Zeichen und Figuren versehen. Koriale und Paddle bleiben aber aus leicht ersichtlichen Gründen stets die Hauptsache, um die sich die Beschäftigung der männlichen Neger dreht, und fragt man nach dem Alter eines Knaben, so heisst es: „Er kann schon ein Paddle schneiden“ oder: Er kann schon am Koriale arbeiten.“ Kinder schnitzen sich Beides vielfach zum Spielzeuge und zur Uebung.

Von den Europäern erhalten die Buschneger vor allen Dingen Gewehre, und zwar die besten Modelle, denn überall trifft man prächtige Hinterlader an, welche die Leute indessen beim Gebrauche nicht ansetzen, sondern mit vorgestrecktem Arme gleich einem Revolver abschiessen. Sie treffen damit ausgezeichnet. Daneben benutzen sie Pfeil und Bogen, vor allem zur Fischjagd. Kochtöpfe von Eisen, kleinere Blechgefässe und eine Art Stallaterne, deren Glas durch Drahtgitter geschützt ist, sind auch fast in allen Dörfern zu finden. Sonst beziehen sie nicht viel mehr von den Händlern der Küste, als was sie am Leibe haben, den Schnapps, den sie mitbringen, allerdings nicht zu vergessen.

Während der Mann der Jagd und dem Fischfange, der Verfertigung von Korialen und sonstiger Arbeiten in Holz sich befleissigt, besorgt die Frau den Acker und den Haushalt, nachdem Jener das Feld durch oberflächliche Ausrodung des Waldes zugänglich gemacht. Cassave (Maniok = *Jatropha manihot* L.) bildet die Hauptnahrung, neben vortrefflichem Reis, Pinda-Nüssen (*Arachis hypogaea*), (Batate = *Ipomoea batatas*), Yams, sogenannten Patattaknollen, welche die Stelle der Kartoffel vertreten (*Dioscorea alata* L. = Igname), Mango-früchten u. s. w. Fisch und Fleisch dagegen rechnen die Buschneger zu den Leckerbissen (*„swieti moffo“*).

Das Cassave-Mehl, dessen Bereitung ich im Uebrigen als bekannt voraussetzen kann, wird in langen, wurstförmigen, geflochtenen Säcken ausgepresst, welche Matapie heissen und in gleicher Weise auch von den Indianern benutzt werden. Die Säcke sind mehr als mannshoch und an beiden Enden mit einer langen Oehse versehen, deren Eine an einem Baume befestigt wird, während die andere unten ein schwebendes Brett trägt, auf welches grosse Steine gelegt werden. Die Zugkraft der Steine zieht dann das Flechtwerk zusammen und presst so die geriebene Wurzel aus.

Was das eheliche Verhältniss betrifft, so herrscht bei den Heiden unter den Negern noch das Matriarchat; das Kind folgt der Mutter, wobei nicht ausgeschlossen ist, dass beide Eltern in Einem und demselben Dorfe wohnen. Freilich ist dies bei der herrschenden Vielweiberei nicht die Regel und haben manche Neger eine ganze Reihe von Frauen in verschiedenen, zum Theil weit auseinander gelegenen Dörfern wohnen, die sie oft in vielen Monaten nicht sehen. Der Oheim übt die Zucht und Erziehung, soweit davon die Rede sein kann, aus.

Die Sprache der Buschneger ist ein sogenanntes Negerenglisch, welches im unteren Laufe des Surinam, bis hinauf zum Sarakreek fast ganz mit der Sprache der gefärbten Bevölkerung von Paramaribo übereinstimmt. Es existirt dafür ein Wörterbuch (H. R. Wullschägel, Deutsch-Negerenglisches Wörterbuch, Löbau 1856, gedruckt bei J. A. Duroidt); aber je weiter man in das Innere dringt, desto mehr mischen sich darunter Bestandtheile, welche die Bewohner der Stadt nicht kennen, vor allem solche portugiesischer Abkunft, die sich hier aus früherer Zeit noch erhalten haben. Ich werde später Gelegenheit haben auf diesen Gegenstand zurückzukommen.

Zahlreich sind die Götzen der Leute, und es ist schwierig der Bedeutung der Einzelnen und der Art ihrer Verehrung auf die Spur zu kommen, da man ungern nur unbefriedigende Antworten auf Befragen erhält. Am Eingange des Dorfes steht immer ein galgenartiger, aus Stöcken hergestellter Bau, an dem oben der Quere nach Palmblätter gebunden sind. An Einer Seite steht darunter ein Götze, geschnitzt aus einem rohen Holzklotze, welcher nach beiden Richtungen des Weges ein Gesicht wendet. Dies ist durch einfache Zuschärfung des verdickten, oberen Endes des Klotzes und Anbringung einer rohen, die Augen andeutenden Zeichnung hergestellt. Neben der Figur liegt fast stets ein weisser Lappen zur Wehrung des bösen Geistes, ferner oft ein Reisigbündel und ein seitlich davon angebrachter, kleiner Stock scheint eine Waffe, vielleicht ein grosses Messer, darstellen zu sollen (vgl. die Abbildung). Endlich hängt oftmals am Querstocke noch ein kleiner Klotz, der sogenannte Kodja, welcher einen etwa passirenden Geist erschlagen soll. Der ganze Bau trägt den Namen Kifunga.

So viele Abweichungen diese Kifungas im Einzelnen zeigen mögen, so stellen sie doch stets einen aus drei Stöcken gebildeten, oben mit Palmblättern versehenen Bau dar; das ist also jedenfalls das Wesentlichste. Nächstdem kommt der an der Erde stehenden Figur

die Hauptbedeutung zu, welche am Eingange des Dorfes selten fehlt, aber oft an dem Landungsplatze, wo der Weg nur durch die ersterwähnte Vorrichtung geschützt zu sein pflegt. In allen anderen Zuthaten herrscht grosse Verschiedenheit.

In den Dörfern sieht man stets Ein oder mehrere kleine Häuschen, welche zur Aufbewahrung von Götzen dienen; sie sind 1—1½ Meter hoch und im Wesentlichen den Negerhütten nachgebildet, nur an Einer Seite ganz offen oder mit Holzgittern verschlossen, so dass man die Angebeteten betrachten kann. Darin steht meist eine grössere Anzahl von Holzfiguren der oben erwähnten Art, etwa ½ bis ¾ Meter hoch und mit weisser Erde beschmiert; bisweilen ist auch nur Ein derartiger Gott in den Häuschen vorhanden. Immer benutzt man ausserdem Fahnen und weisse Lappen zur Wehrung des bösen Geistes. Ferner sind Schüsseln mit der sogenannten Medicin vorhanden, Erde mit mir unbekannten Kräutern als Zuthat enthaltend, welche den Götzen zur Speise dienen sollen. Das Letztere ist mir freilich nicht verständlich, da die Medicin allein auch das Heiligthum bilden kann, ohne dass eine Figur daneben stände; der Missionär von Gansee zeigte mir indessen eine geleerte Schüssel, die er den Negern abgenommen, und in der eine kleine Holzfigur, den grossen Götterbildern gleich geformt, gelegen hatte, bedeckt mit der Medicin. Ob die Figur stets darin liegt, und ob die Leute sich vorstellen, dass diese von der Speise geniesst? Ich konnte es nicht in Erfahrung bringen. Thonfiguren, welche vierbeinige Thiere darstellen (vielleicht einen Kaiman?), habe ich ebenfalls beobachtet; in dem dargestellten Heiligthume (Fig. 4) stehen drei derselben, und zwar Eine auf dem Kopfe des Gottes, eine andere vor ihm auf der Erde, eine dritte auf einer horizontalen, an der Person des Götzen befestigten Tafel. Strohwische, Palmblätter und dergleichen Dinge spielen eine weitere Rolle bei der Ausschmückung der betreffenden Häuser.

Den gewöhnlichen Göttern ist ein Hauptgott übergeordnet. Indessen beschränkt sich die Anbetung der Buschneger keineswegs auf solche Figuren; sie beten daneben viele andere Dinge aus dem Naturreiche an, welche durch eine oder andere Eigenschaft ihre Aufmerksamkeit oder ihre Ehrerbietung wachrufen. Am verständlichsten ist dies wohl bei dem grossen Cottontree (*Bombax ceiba*), der schutzverheissend sein gewaltiges Laubdach gleich einem mächtigen Schirme über die anderen Waldriesen in weitem Umkreise ausbreitet und dem der Neger nicht nur Speise und Trank, sondern auch Geld opfert; ebenso verehren sie grosse Felsen u. s. w.

Nicht selten sieht man auch vor den einzelnen Wohnhäusern einen Kifunga oder eine Holzpuppe stehen, und verlässt der Bewohner dasselbe auf längere Zeit, so versieht er die meist ungeriegelte Thür noch mit einem besonderen Schutze, einem Obia, der wiederum aus den unbedeutendsten Dingen besteht: einem Strohwische, einem Gegenstande aus dem Thierreiche u. dgl. m. Aber trotz der Unbedeutendheit übt der Schutz doch einen unfehlbaren Zauber aus, an den Jeder glaubt, und sichert so das Besitzthum. Wir machten von diesem Umstande gerne Gebrauch, indem wir unsere Instrumente als „Obia“ hinstellten, die dann sich selbst und alle andere Habe vor unwillkommener Berührung schützten.

Die Kolonie bezieht von den Buschnegern ihren Holzbedarf, ausserdem vor allen Dingen einen köstlichen Reis und noch wenige andere Feldfrüchte —

Obwohl ich Obigem noch manche Einzelheiten über Sitten und Gewohnheiten hinzuzufügen hätte, so kann ich doch nicht übersehen, ob dieselben verallgemeinert werden dürfen, und schiebe ich deswegen die Mittheilung anderer Beobachtungen noch auf, um sie dort einzuflechten, wo ich sie gemacht habe. Vielleicht ist Vieles nur von lokalem Werthe; und so kehre ich denn nach dieser Abschweifung über die Bewohner des Landes, in deren Mitte wir die folgenden Tage verlebten, wieder zu der Beschreibung der Reise zurück:

Ein Baumstamm mit eingehauenen Stufen führte zu der alluvialen Uferterrasse, welche augenblicklich 7 m über dem Niveau des Flusses lag, hinauf; in der Regenzeit ist die Letztere aber so weit überschwemmt, dass die Bewohner Koffiekamps¹ mit ihren Böten bis in den Wald hinein fahren. Deswegen liegt auch das Dorf ziemlich weit landeinwärts vom Flusse entfernt und aus gleichen Gründen befindet sich ebenfalls im oberen Flusslaufe fast keine Ansiedlung in unmittelbarer Nähe des Stromes der Trockenzeit.

Wir schlugen den hübschen Waldweg zur Niederlassung der Buschneger ein und Kirchengesang tönte uns entgegen, denn Koffiekamp ist eine christliche Gemeinde; in einem geräumigen Holzgebäude wurde von dem Kirchenältesten Johannes Gottesdienst gehalten. Unsere Ankunft schien ihn abzukürzen, denn alsbald strömten die Neger in Scharen aus der Kirche, alle sonntäglich gekleidet und zwar vor-

¹ Das Dorf hat seinen Namen nach einem Neger, welcher „Koffie“ hiess, erhalten. Es ist der Name für einen am „Freitag“ Geborenen.

herrschend weiss; selbst kleine Kinder trugen moderne europäische Kleidchen, mit gewöhnlichen Spitzen besetzt, und Männer und Frauen zeigten in wenig veränderter Form die Tracht der Mischlinge von Paramaribo. Aber nur für kurze Zeit blieb sich dies Bild gleich, denn Jeder eilte sich der lästigen Anzüge zu entledigen, die nur ungern den Missionären zu Liebe, in der Kirche getragen werden, und bald stand das Aeussere der Leute wieder in harmonischem Einklange mit ihrer Umgebung. Man begaffte uns, man beklagte sich, dass wir unverständliche Dinge unter einander redeten, man besah mit Misstrauen die schweren Hämmer, die wir mitführten — in Allem sprach sich Argwohn und Zudringlichkeit zugleich aus. Unsere Bitte um ein Nachtquartier musste erst überlegt werden, bevor wir eine Antwort erhalten konnten; wir warteten sie nicht ab, sondern schlugen den Weg zum Sarakreek ein.

Unterwegs begegneten wir wieder dem Capitän Bakú, welcher uns aufsuchen wollte und sichtlich bemüht gewesen war, seine Kleidung so einzurichten, dass sie uns imponire. Er trug einen tadellosen Cylinder mit eben so tadelloser Silbertresse und Orangecarde, eine elegante, weiss leinene Hose und einen ebenfalls weissen, mit grossen blauen Blumen bedruckten Kattunrock ohne Schösse; seine leinenen mit Leder besetzten Schuhe und sein moderner Regenschirm liessen auch nichts zu wünschen übrig. Hinter ihm drein kam sein Minister, in schäbiger grauer Leinenjacke, ohne jegliches andere Kleidungsstück und mit dem Kappmesser, welches der Neger stets mit sich führt; dann folgte der Sohn des Capitäns, völlig nackt, aber doch an allen seinen Bewegungen und an dem schönen Obia, der seinen Hals zierte und mit langer Quaste hinten bis zum Kreuz reichte, als Edelmann unter seines Gleichen erkennbar. Dieser begleitete uns auf unserer ferneren Wanderung, während wir uns vom Capitän nach kurzem Grusse verabschiedeten, um ihn am Abend in Koffiekamp wieder zu erwarten.

Es liegen in dieser Gegend ausser Koffiekamp noch drei andere Dörfer: Maripaondre, Pisjang und Krikie, welche alle drei heidnisch sind und gleich dem christlichen Dorfe unter dem ebenfalls heidnischen Capitän Bakú stehen, sicher ein Beispiel nachahmenswerther Toleranz. Als wollte man sich vor den Christen schützen, so haben die heidnischen Dörfer hier eine ganz ungemein grosse Anzahl der verschiedensten Götzen, von denen ich unter dem Murren eines alten Weibes mit Mühe einige skizzirt habe. Unser Begleiter wollte uns in Pisjang noch einen anderen prächtigen Gott zeigen und versprach uns einen Wink zu geben, wenn wir in seiner Nähe seien, aber

er versäumte es nachher aus Furcht vor den Bewohnern, da er selbst dem Dorfe nicht angehöre, und so habe ich dies aussergewöhnliche Bild nicht gesehen.

In Krikie, dem Dorfe des Capitäns, bewunderten wir die aussergewöhnliche Anzahl schöner Schnitzarbeiten an Häusern und in den Wohnräumen. Die Hütte des Oberhauptes hatte an der Vorderseite eine durchbrochene, aus einer Reihe geschnittener Planken bestehende Wand, so dass man hineinsehen konnte; ein kunstvoll gearbeiteter Tritt führte von dem Einen, vorderen Gemache in ein anderes, etwas höher gelegenes, aber leider konnten wir die Behausung nicht betreten, denn ansehnliche Götzen wehrten den Eintritt. In einer offenen Wohnung, gleich den oben beschriebenen Kochräumen, sass eine ganze Anzahl kräftiger Söhne des Capitäns, welche alle eifrigst mit schönen Holzarbeiten beschäftigt waren; es war eine Werkstätte, wie ich sie sonst nirgends wieder gesehen.

Mit gleichem Stolze, wie unser Begleiter uns im Maripaondre (wir gingen von dort über Pisjang nach Krikie) zunächst die Kinder seiner Schwester praesentirt hatte, zeigte er uns auch den Wohlstand im Dorfe seines Vaters und brachte uns nicht zurück, bevor wir Alles gesehen. Als wir aber Krikie verlassen wollten, um wieder über Pisjang nach Koffiekamp zurückzukehren, zog ein Ungewitter herauf und der Regen begann in Strömen zu fliessen. Wo wir vor Kurzem noch trockenen Fusses auf den Waldwegen gegangen, da stürzten uns jetzt Bäche Wassers entgegen, und bis auf die Haut durchnässt langten wir nach $\frac{3}{4}$ stündiger Wanderung wieder am Flusse an, um dort unter Palmdächern uns für die Nacht einzurichten. Capitän Bakú traf auch nebst zahlreichen Begleitern bald wieder zu uns und brachte die unerfreuliche Nachricht, dass er uns keine Koriale geben könne. Es war nichts Anderes als eine höfliche Weigerung, und wir mussten froh sein, endlich mindestens so viel zu erreichen, dass uns am folgenden Tage 6 Leute durch die Klippen des Stromes nach Gansee begleiten sollten, welcher Ort in zwei Tagereisen erreicht werden könne. Lange dauerten die zögernd und vorsichtig von Seiten der Neger geführten Unterhandlungen, bei denen das „J-i-i-ia“ und „M-ú-ú“ („Ja“ und „Schön“) leider sehr wenig vernommen und die unglaublichsten Geldforderungen gestellt wurden.

4 April. Erst um 9 Uhr Morgens glückte es die Abfahrt von Koffiekamp zu bewerkstelligen, denn die Neger beliebten nicht früher zu kommen, und jetzt mussten wir unter unsäglichem Mühen wieder die Reise mit dem alten, gebrechlichen und für diese Stromverhält-

nisse viel zu grossen Fischerboote fortsetzen. Langsam ging es von statten; stundenlang wurde das Fahrzeug an Tauen vorausgezogen, durch enge, von Klippen besetzte Passagen, wobei unsern von der Stadt mitgebrachten Leuten fast ausschliesslich die Mühe der Arbeit zufiel. Die vier Buschneger, welche im Boote bei uns sassen, ruderten in grossen Zwischenpausen stets nur eine sehr kurze Weile; dann beschäftigten sie sich wieder mit ihrer Bagage, Körben (Pagale), in denen bunte Tücher und Cassavekuchen lagen, oder sie schwatzten, lachten, assen, tranken und rauchten. Zwei andere Buschneger fuhren in einem kleinen Koriale voraus, um die beste Durchfahrt an schwierigen Stellen zu suchen, und hierin bestand eigentlich der einzige Dienst, den uns die sechs hoch belohnten Eingeborenen überhaupt leisteten.

Es wäre unerträglich gewesen, solche Ungezogenheiten und Lässigkeiten lange anzusehen, wenn nicht gerade dort, wo das Fortkommen am schwierigsten war, auch die Gelegenheit zu geognostischen Beobachtungen die beste gewesen wäre; und so entstand uns aus dem scheinbaren Uebelstande kein Zeitverlust, vielleicht gar ein Vortheil, da die Neger niemals thun, was sie sollen, und sich öfter weigerten, dort Halt zu machen, wo wir es verlangten. Während das Boot im Wasser so gut wie möglich transportirt wurde, konnte ich die Zeit auf den benachbarten Klippen zur Untersuchung der Gesteine verwenden.

In der Mittagstunde machten wir im Koriale einen kleinen Ausflug zum Arusabanja-Falle. Das Korial war gerade gross genug, um uns alle vier nebst den beiden Buschnegern aufzunehmen, wenn wir dicht hinter einander am Boden kauerten, wobei dann allerdings sein mittlerer Seitenrand nur etwa noch zwei Finger breit über dem Wasser hervorragte. Für einen Buschneger ist solche Ladung nun zwar nichts Besonderes, denn oft begegneten uns Koriale, welche der Art mit Menschen bepackt waren, dass wir glaubten, sie müssten jeden Augenblick sinken, während die Insassen sich trotzdem ganz ungehindert darin bewegten, da sie von Jugend auf mit der Gleichgewichtslage des Fahrzeugs bekannt sind. Wir vermochten indessen keineswegs den Anforderungen, die an unser Balancirvermögen gestellt wurden, zu genügen, und oft schlug das Wasser bei einer ungeschickten Bewegung über Bord, so dass Einer der Neger beständig seine Kalabasse zum Ausschöpfen gebrauchte. Aber wohlbehalten gelangten wir bis in die unmittelbare Nähe des 2 m hohen Falles, dem die Schwarzen eine hohe Verehrung zollen. Sie wollten deswegen auch durchaus nicht zugeben, dass ich hier von meinem Hammer

Gebrauch machte, aber nach langem Hin- und Herreden erklärten sie sich damit einverstanden, wenn erst dem Flussgotte geopfert werde.

Dagegen hatten wir selbstredend nichts einzuwenden, und so nahm denn Einer der Eingeborenen eine mit Schnapps gefüllte Weinflasche, die wir bei uns führten, und goss daraus in kurzen Zwischenpausen den grössten Theil unter dem Aussprechen eines Gebetes in den Strom. Langsam und würdevoll wurde das Opfer gebracht, und ich glaube, dass die einfache Handlung nicht nur mir als besonderem Freunde des Naturmenschen Eindruck erweckend schien, sondern dass wohl ein Jeder, der ihr beigewohnt hätte, Gefallen daran gefunden haben würde. Der Mann sprach ungefähr Folgendes: „Vater, Mutter dieses Flusses! Wir haben die Weissen hieher gebracht um zu schauen, nicht um hier Steine zu brechen. Rechne uns ihre Handlung nicht an. Bringe uns wohlbehalten stromaufwärts und Sorge, dass wir ebenso wieder heim kommen.“

An den Fluss knüpfen sich zahlreiche, abergläubische Anschauungen. So wollten die Leute den Namen des Makamikreeks nicht nennen, weil es dann beginne zu regnen; wir thaten es, und mit Sicherheit wurde uns schlechtes Wetter prophezeit. Auch wollten unsere Diener einmal nicht den Namen Aucaribo aussprechen, da sie fürchteten, dann zu versinken.

Der Flussgott rechnete uns übrigens unser Zerstörungswerk nicht übel an, wenngleich es kein Wunder gewesen sein würde, falls das kleine Korial mit uns umgeschlagen wäre. Wir holten unser schwerfälliges Boot bald wieder ein, und glücklich waren die gefährlichsten Klippen passirt worden; freilich nicht ohne Schaden, da das Fahrzeug einen Leck bekommen. Ich übergehe hier alle weiteren Einzelheiten der langwierigen Reise, da sie nur eine stete Wiederholung der geschilderten Mühen sein würden.

Gegen Abend landeten wir bei Wakibassu (nicht „Kwaribassu“, wie die Karte enthält)¹; die Buschneger packten mit Sorgfalt ihre bunten, unterwegs so oft besehenen Tücher aus und schmückten sich damit. Ein alter Neger holte sogar Spiegel- und Rasirmesser aus seinem Korb hervor und glättete sorgfältig seine Wangen; dann band er ein weisses Tuch um den Kopf, weil er in Trauer war, zündete eine Pfeife an, nahm sein Kappmesser in die Hand und stolzirte am Ufer umher, den Wasser schöpfenden und waschenden Schönen des fremden Dorfes

¹ Die Rosevelt'sche Karte enthält im Drucke manche Fehler und Ungenauigkeiten, die ohne Verschulden des Verfassers durch schlechte Correctur der Druckproben hineingerathen sind (persönliche Mittheilung Rosevelt's).

mit weltmännischer Grazie den Hof machend. In ähnlicher Weise, nur ohne Kopftuch, putzten sich auch die anderen Leute, und nun endlich setzte sich der Zug zum Dorfe hin in Bewegung. Ungemein vorsichtig traten die Buschneger an dem ihnen fremden Orte auf; sie sprachen kaum ein Wort unter einander und nur äusserst bescheiden zu den Einwohnern, die ihnen gleich reservirt entgegenkamen, aber doch ohne Umstände Gastfreundschaft gewährten. Schon unterwegs war es mir aufgefallen, dass die Leute von den zahlreich uns begegnenden anderen Negern nur diejenigen anredeten, welche sie kannten.

Wakibassu ist ausgezeichnet durch den Besitz des Hauptgottes der Gegend in weitem Umkreise. Es steht in dem ärmlichen Dorfe an einem offenen, von elenden Hütten umgebenen Platze ein viereckiges, niedriges Götzenhaus, aus dessen Mitte ein hoher Pfahl hervorragt. Oben auf demselben befindet sich ein viereckiges Brett, welches als Tisch für die dem Gotte geweihten Getränke dient und auf welchem ein Kreuz befestigt ist, bestimmt die weisse, zum Wehren des bösen Geistes angebrachte Fahne zu tragen. Eine Leiter führt nach oben und nur Eine Person darf dem Gotte, welcher nach Aussage einiger Leute nicht essen sollte, zu trinken bringen; eine andere Person theilte uns dagegen mit, dass der Gott allerdings auch esse, dass er die Erstlinge der Jagd und Ernte bekomme, ferner Hühner, Eier u. dgl. m. Ich glaube, dass letztere Angabe die richtige ist, da ich wiederholt auch in anderen Götzenhäusern Geflügel habe liegen sehen, und dass die entgegengesetzte Behauptung ein absichtliche Lüge war.

Besonderer Erwähnung verdient noch der Umstand, dass sich neben dem grossen Stocke (*bigi tiki*) für den Gott auch noch ein kleiner Stock für die Verstorbenen befindet, zu denen ebenfalls gebetet wird und deren Geist als „Akra“ umherwandelt. Wir haben unter diesem Volke somit einen derjenigen interessanten Fälle vor uns, auf deren Bedeutung noch unlängst durch Wilken gewiesen wurde¹, den Fall, dass Verehrung der Todten und Matriarchat gleichzeitig vorkommen. (vgl. Tab. I)

Auch eine Abgottschlange befand sich im Dorfe und kurz vor seinem Eingange stand ein Götzenhaus am Wege, welches man von der Wasserseite kommend nur links (umgekehrt rechts) passiren durfte, da man sonst erkrankte. Wir wurden darauf aufmerksam gemacht, dass wir nicht von der Regel abweichen dürften, da die

¹ De vrucht van de beoefening der Ethnologie voor de vergelijkende rechtswetenschap. Rede. Leiden 1885, pag. 31.

Einwohner im Stande seien, uns die Macht des Gottes bei Vernachlässigung der Vorschrift fühlen zu lassen, um den Beweis derselben zu liefern.

Für das offene Palmdach, unter dem wir schliefen, wie stets bei den Buschnegern, mussten wir an diesem Orte sogar noch einen ansehnlichen Geldbetrag zahlen, als ob wir uns im europäischen Gasthofe beränden. Uebrigens wurden wir durch Nichts weiter gestört, als höchstens durch das Geknurre und Quacken der grossen Frösche.

5 April. Wir setzten unsere Fahrt in gleicher Weise wie gestern fort und unter denselben Verhältnissen, so dass ich von der Schilderung aller Einzelheiten absehen kann. Zunächst passirten wir das Kapasie-Eiland, welches seinen Namen von den zahlreichen Gürthelthieren (*Dasypus* = Kapasie) herleitet, die es beherbergt und die von den Negern in grosser Zahl geschossen werden, wenn sie die Insel beim Steigen des Wassers verlassen wollen. Ein wenig oberhalb mündet der Otobukakreek in den Strom, ein kleiner, in der Karte fehlender Bach, an dem das Dorf Otobuka gelegen ist. Wir brachten diesem Orte einen kurzen Besuch, da sich daselbst verschiedene weisse Neger befinden, und sahen zwei Geschwister, Bruder und Schwester. Ihre Hautfarbe war röthlich weiss, etwa so wie diejenige eines Weissen, wenn sie einen Heilungsprocess soeben bestanden hat; nur einzelne haselnussgrosse Pigmentflecken von brauner Farbe waren darin vorhanden. Die Haare waren hell mit etwas röthlichem Schimmer, die Augen grau und, wie mir schien, ohne röthlichen Schein; indessen machten die Leute sie kaum auf, da das Licht ihnen wie allen *Leucoticis* hinderlich war. Auffallend wenig waren die Brüste der Frau entwickelt, deren Kind wiederum ganz schwarz war.

Die Albinos genossen im Dorfe eine grosse Ehre; der unstät umherlaufende Mann, auffallend auch durch seine grosse, hagere Gestalt, ging ungehindert in die stattlichen Götzenhäuser aus und ein. Eins derselben war so gross, dass er gebückt darin stehen konnte und besass einen von dem offenen Vorderraume abgeschiedenen hinteren Raum, der öfter von dem Albino aufgesucht wurde. Mir schien es, als ob er vielleicht selbst darin seinen zeitlichen Verbleib hätte. Zahlreiche Flügel von Hühnern lagen auf der beide Gemächer trennenden, niedrigen Bretterwand, zur Nahrung des Götzen bestimmt, welcher wieder eine rohe Holzfigur der oben beschriebenen Art darstellte. In der Nähe stand nicht weit vom Hause ferner ein hoher Pfahl, mit Querbalken an der Spitze, an dem ein

weisses Tuch hing, ähnlich der Einrichtung in Wakibassu; doch war der Pfahl in Otobuka weit niedriger und es fehlte ihm das Tischchen. Der Stock für die Abgeschiedenen und an seinem Fusse das Götzenhaus waren überhaupt nicht vorhanden.

Am Nachmittage trafen wir in Gansee ein, einem grossen und nebst Gujaba dem bedeutendsten Dorfe der Saramakkaner Buschneger, der Wohnsitz ihres Oberhauptes, genannt Granmann, und zugleich der letzte Posten der Herrnhuter Missionäre. Zahlreiche Neger erwarteten uns am Ufer, denn das Dorf liegt nahe am Flusse, da der Boden rasch ansteigt und so die Gefahr der Ueberschwemmung ausgeschlossen ist, und ein Jeder schien sofort unsere Ankunft erfahren zu haben. Auch der Granmann erwartete uns im festlichen Schmucke in seinem Hause, gekleidet in die abgelegte, goldbesetzte Uniform eines Officiers der holländischen Marine, zu der silberne Major-Epaulettes sich gesellten, weisses Beinkleid und einen Hut gleich demjenigen des Capitän Bakú, nur ungleich schäbiger. Vor seinem Hause wehte eine alte holländische Flagge; bei ihm befanden sich sein Minister und der Kirchenälteste. Nach kurzer Begrüssung in einem kleinen, vor dem eigentlichen Hause befindlichen Vorraume, einer Art schmalen eingefriedigten Hofes, begaben wir uns gefolgt von der Schaar der Einwohner zum Missionär.

Herr Raatz und seine Frau empfingen uns ausserordentlich herzlich, und an diesem Tage sowohl als an dem Tage unserer Rückkunft aus dem höheren Flussgebiete hatten wir uns vieler Freundschaftsbeweise und Hilfe von ihrer Seite zu erfreuen. Wahrscheinlich würde Gansee die Endstation unserer Reise geworden sein, wenn nicht Herrn Raatz's kräftige Fürsprache uns bei den Unterhandlungen mit den Buschnegern unterstützt hätte. Denn so freundlich der Empfang von Seiten des Granmann war, so wenig waren doch die Eingeborenen gewillt uns weiter zu bringen, und als sie sich endlich dazu bereit erklärten, waren ihre Forderungen der Art, dass wir bereits im Begriffe standen alle weitere Mühe der Ueberredung zu sparen und umzukehren, da wir nicht auf derartige Unverschämtheiten gerechnet hatten und keine Mittel zur Zahlung der enormen Preise besaßen. Erzürnt verliess ich den Granmann und bald folgten auch meine Reisegenossen; die Verhandlungen waren resultatlos gewesen.

Da kamen noch ganz unerwartet ein paar junge Leute zur Pastorei, mit denen nach einigem Hin- und Herreden ein Abkommen getroffen wurde. Sechs von ihnen sollten uns bis nach Toledo bringen und von dort wieder zurück, wofür sie Jeder täglich 3 holl. Gulden

verdienten; ihnen auch noch die Koriale zu bezahlen, welche zur Beförderung nöthig waren, weigerten wir trotz ihrer Forderung entschieden. Als Alles geregelt war, hörten wir die Leute aber noch zu einander sprechen: dass sie sich nicht würden bequem haben, wenn sie nicht gefürchtet hätten, den Granmann in Ungelegenheiten zu bringen.

In früheren Jahren hatten nämlich die Buschneger auch einmal Herrn Cateau van Rosevelt gezwungen umzukehren, und in Folge dessen war der Granmann von der Regierung abgesetzt worden. Derselbe bezieht aber einen kleinen Gehalt und hat dafür die Pflicht Ordnung unter den Negern zu halten. Obwohl nun der Einfluss des Oberhauptes von Gansee, Bona genannt, eines Mannes von hohen Jahren, kaum von Bedeutung zu sein schien, so war doch die gefürchtete Klage gegenüber der Regierung und die Furcht vor dem Verluste des Einkommens hier offenbar der einzige Grund, der die Eingeborenen zur Nachgiebigkeit stimmte. In Wirklichkeit haben aber die Buschneger die alleinige Herrschaft über das ganze von ihnen bewohnte Land in Händen, denn keine Macht der Weissen kann sie zwingen, sich dem Willen der Letzteren zu unterwerfen; das fühlen die Leute auch sehr wohl und deswegen ist man ihrer Gutwilligkeit ganz und gar überliefert. Man denke nicht beim Reisen im Inneren Respect der Schwarzen vor dem Weissen zu finden!

In der Mitte des Dorfes befindet sich ein grosser, freier Platz, an dem das hübsche Wohnhaus des Missionärs, ein stattlicher Holzbau mit hoher Treppe und schöner Gallerie, gelegen ist. Gegenüber steht ein grosses, luftiges, ebenfalls aus Holz aufgeführtes Gebäude, in dem die Kirche und Schule gehalten wird und in dessen Inneren ein aus Messing gefertigter Kronleuchter der Renaissance-Zeit prunkt. Zur Seite der Kirche läutete die Glocke zum Gottesdienste; der Pfarrer ging in Frack und Barret zur Erfüllung seines Amtes und schöner Gesang tönte alsbald herüber. Wir selbst waren nicht darnach angethan, um in unsern abgerissenen Kleidungsstücken bei der Feier zugegen sein zu können.

Viele Neger kleideten sich auch hier nach Art der Mischlinge von Paramaribo, so lange die Kirche währte, aber in der übrigen Zeit ging bei Weitem der grösste Theil von ihnen umher gleich den heidnischen Stammesgenossen, und kaum je sah ich ein farbenreicheres und interessanteres Bild als am Nachmittage, wo die buntgeschmückten Leute sich in Scharen unter dem grossen Mangoboume versammelt hatten, welcher den freien Platz vor der Pastorei ziert. Alle waren

im schönsten Festschmucke, denn es war heute der 1^{ste} Ostertag.

In der Umgegend von Gansee wohnen noch viele Heiden und manche bereits Bekehrte fallen durch das Eingehen einer heidnischen Ehe wieder ab, so dass dem Missionär immer und immer wieder neue Mühen erwachsen und das einmal gepflanzte Christenthum sammt seinen segensreichen, begleitenden Umständen fortwährend der Gefahr des Untergangs preisgegeben ist. Das war nach Aussage des Missionärs auch in Gujaba der Fall und Herr Raatz beabsichtigte aus diesem Grunde den Einwohnern daselbst ihre Kirchenglocke fortzunehmen, eine harte Strafe für die Neger, weil ihnen die Glocke „Obia“ geworden ist. So sucht auch hier das Christenthum den Heiden durch Anwendung ihrer eigenen Vorurtheile das Feld abzugewinnen; jedenfalls eine sehr erklärliche Handlungsweise, so eigenthümlich sie aus der Ferne betrachtet auch erscheinen mag.

6 April. In der Frühe wurden zwei Koriale eingerichtet. Wir liessen sie hinten mit einem niedrigen Palmdache versehen, in der Absicht dadurch einen geringen Schutz gegen Sonne und Regen zu gewinnen, aber bei der Kleinheit des Fahrzeugs konnte darunter doch höchstens Eine Person kauern, und auch dies nur in sehr unbequemer Stellung. Trotzdem war die Vorrichtung nicht ganz nutzlos und vor allen Dingen zum Schutze unserer Papiere, Instrumente und dergleichen Dinge von Werth. Ausser den Palmzweigen dienten uns noch unsere Guttaperchadecken zur Herrichtung des Daches, und wäre dasselbe nicht so ungenügend mit einigen Lianen befestigt gewesen, so hätten wir unstreitig viel Nutzen davon gehabt. Leider lockerte später der Wind die schlecht befestigten Stäbe so sehr, dass die Vorrichtung am Ende der Reise fast ganz unbrauchbar wurde. Jedem Reisenden aber, der den Oberlauf der Flüsse befahren will, möchte ich dringend anempfehlen, sich in Paramaribo mit Korialen zu versehen, auf denen sich ein solide befestigtes, wenn auch noch so kleines Dach befindet.

In jedem Koriale nahmen drei Neger Platz, zwei vorne und Einer hinter dem Dache des Bootes; ausserdem nahmen wir je Einen der von Paramaribo mitgebrachten Leute mit uns, darunter den Koch, und je zwei unserer Gesellschaft stiegen in jedes Korial ein. Das Fahrzeug trug somit sechs Insassen und war damit reichlich gefüllt, so dass nur die allernothwendigsten Gegenstände an Kleidung und Esswaren mitgenommen werden konnten.

Um 8 $\frac{1}{2}$ Uhr setzten wir uns in Bewegung, anfangs langsam, denn kurz oberhalb Gansee holte Einer der Buschneger ein Blas-

instrument hervor und bliess darauf zum Abschiede. Das trichterförmige, an beiden Enden offene Blechrohr von etwa 30 cm Länge wurde quer vor den Mund gehalten und durch eine in der Nähe des schmälern Endes befindliche Oeffnung angeblasen. Selbstredend war die Reichhaltigkeit der Töne, die mit Hülfe der primitiven Vorrichtung erweckt werden konnten, nur eine sehr geringe und die Musik während der $\frac{1}{4}$ stündigen Production nicht gerade angenehm zu nennen. Die Neger fanden sie aber sehr schön, und als wir in die Nähe des ihnen befreundeten Dorfes Sisone kamen, wurden dessen Einwohner durch gleiche Klänge begrüsst, obwohl wir die Niederlassung selbst nicht passirten. Man hört aber in dieser Einsamkeit jeden Ton bis in weite Fernen.

Nun endlich begannen die Leute etwas eifriger zu rudern, aber nur um bald wieder die Arbeit einzustellen, da sie fischen wollten. Jeder Einwand unsererseits war anfangs nutzlos, denn die Neger sagten, sie hätten nur Cassave zum Essen mitgebracht und müssten nothwendig für Anderes sorgen; von einer Verpflichtung gegen uns schienen sie keinen Begriff zu haben. Endlich wurde eine Verabredung getroffen: die Bursche verpflichteten sich, uns eine bestimmte Strecke in festgestellter Zeit zu befördern, wobei es ihnen überlassen blieb, hin und wieder zu fischen, wenn sie die dadurch verlorene Zeit nachher wieder einholen wollten. Wir standen uns gut bei dem Abkommen, denn die Leute können ungemein rasch grosse Strecken zurücklegen, wenn sie nur wollen; fast geräuschlos und Pfeilschnell gleiten dann die leichten Fahrzeuge über die Wasseroberfläche dahin.

Der Strom nimmt oberhalb Gansee einen noch grossartigern Charakter an, als er bisher besessen. Hatten wir schon vorher die zahllosen Inseln und Klippen, den hohen Wald und seine Blumenfülle bewundert, so bot sich uns in den folgenden Tagen eine Landschaft von einer Schönheit und Erhabenheit dar, wie sie Keinem beschrieben werden kann, der nicht selbst schon Aehnliches gesehen. Denn woher soll ich den Vergleich nehmen für Etwas, das nur sich selbst verglichen werden kann? Wie den Eindruck schildern, den ein Wald macht, gegen den die Wälder des unteren Flussgebietes wie Unterholz erscheinen, obwohl doch auch sie früher am Surinam und an der Para unsere Bewunderung erregt hatten?

Viele grosse und kleine Inseln nebst ungezählten Klippen und zugerundeten Blöcken liegen im Flussbette, die Klippen nur hie und da mit spärlichem Sande bedeckt oder mit Guave (*Psidium aromaticum*)

bewachsen, die grösseren Felsanhäufungen durch alluviale Bildungen ausgeebnet und reichlicher mit Grün bestanden, bis endlich die ausgedehnteren Inseln einen Wald gleich demjenigen des Ufers des Hauptstromes tragen.

Bald breitet sich zwischen diesen Waldungen und Klippen ein spiegelglattes Wasser aus, bald wieder stürzt ein Wasserfall brausend und schäumend im Flusse hernieder oder hüpfet und sprudelt und rauscht der sich zertheilende Strom in geschäftiger Eile über alle ihm in den Weg gelegten Hindernisse hinweg. Hier ein weites, ruhiges Bett, in dem man die Strömung kaum wahrnimmt, so dass man glauben möchte sich auf einem stillen Binnenmeere zu befinden; dort zahlreiche Stromschnellen, enge Canäle und Gossen, übersät mit Blöcken, so dass man wähnen könnte einen Gletscherbach des Hochgebirges vor sich zu haben, wenn nicht die Ummöglichkeit, mit dem Flusslaufe nicht auch zugleich den tropischen Hochwald zu erblicken, und die empfindliche Sonnenhitze den Gedanken an solchen Vergleich schon im Entstehen wieder zurückdrängte. Ueberall liegen abgestürzte Baumstämme im Wasser, welche sogleich von Orchideen und ähnlichen Pflanzen zum Wohnsitze gewählt werden und nicht selten Durchfahrten von ansehnlicher Breite versperren.

Im stärksten Strudel sind die Felsen unter dem Wasser mit einem sammetgrünen Teppiche von Blättern bekleidet, welche mir auf den ersten Blick Algen anzugehören schienen. Es sind Gewächse, welche den Namen *Mourera fluviatilis* tragen. Ihre handgrossen, stachligen Blätter, mit dicken, fleischigen Nerven und ausgezacktem Rande fluthen in der gewaltigsten Strömung, und in ebenso vielen Strahlen, wie das Blatt Ausschnitte besitzt, fliesst der Strudel, der die Pflanzen oft nur wenig bedeckt, darüber hin. Diese Teppiche sind die Weideplätze der grossen *Ampullarien* und zahlreicher anderer Thiere. Sie fehlen aber selbstredend dort, wo die Felsen im Augenblicke frei von Wasser sind, und hier sieht man statt ihrer nur die eingeschrumpften, verdorrten Reste der Blätter, die sich fest an den Felsen klammern und aus denen eine fusshohe, lockere Aehre hervorragt, so dass die Gesteine oft den Anblick eines mageren Stoppelfeldes hervorrufen. Diese charakteristische Pflanze habe ich in grösseren Mengen zuerst bei Wakibassu wahrgenommen; weiter unterhalb scheint sie nicht oder doch nur spärlich vorzukommen.

Vielfach sieht man auf den Felsen Scharen kleiner Schwalben sitzen, welche oberflächlich unserer *Hirundo riparia* L. gleichen und wie diese ihre Nester in Höhlungen anlegen, die sie selbst in die

alluvialen Ablagerungen des Flusses bohren. Oftmals befinden sich zahlreiche solcher Löcher in der Uferterrasse, ganz so wie im Diluvium Europa's. Bisweilen bemerkt man auch einen weissen Reiher (*Ardea candidissima* Gm. ?), aber im Allgemeinen sind die Klippen nur von sehr wenigen Vögeln besucht.

Der Wald erreicht ungeheure Dimensionen. Mir fehlt jeder Maasstab zur Schätzung seiner Höhe, aber Herr Cateau van Rosevelt giebt an, dass sie stellenweise 80—90 m betrage, und die Herren Benjamins und Loth maassen den Abstand vom Boden bis zu den ersten Zweigen einer hohen Tamarinde einmal zu 45 m. In diesem gewaltigen grünen Meere, welches die ganze Gegend, nur unterbrochen von den Wasserläufen und den winzigen Niederlassungen der Menschen, bedeckt, ist Alles und Jedes gigantisch entwickelt. Da sieht man oftmals die runden Kuppeln der Waldriesen bedeckt mit handgrossen, dunkelrothen Blüthen, welche jedes Grün zu verdrängen trachten und Zierpflanzen gleich aus dem Gebüsche hervorragen, oder weissblühende, mehrere Meter lange Rispen und Trauben, welche wie Teppiche angehäuft hoch oben im Walde liegen; an vielen Meter langen Stielen hängen grosse Früchte von Papilionaceen über dem Wasser; sie gehören dem „Bijlhout“ (*Eperua falcata*) an, welches seinen Namen dem Umstande verdankt, dass die Schote nach Art eines Neger-Hackmessers am Ende gekrümmt ist. Palmen nehmen in grosser Zahl an der Bildung des Unterholzes Theil, darunter vor allem die *Maripa* (*Maximiliana regia*) und eine nur 5 m hohe, mit vielen weissen Ringen versehene Art, welche die Neger *Kamina* nannten. Lianen hängen in ungezählten Mengen umher, hier dem Takelwerke eines Schiffes gleichend, dort durch sinkende Bäume horizontal gespannt und diese vor dem völligen Sturze bewahrend. Weissen Schleiern gleich liegen die mehrere Meter langen Gewebe von Spinnen auf dem Gebüsche des Ufers; die Herren des Hochwaldes, darunter der Cottontree (*Bombax ceiba*) sind oft mit zahlreichen Beutelnestern des *Icterus* (hier „Dono“ genannt) behangen. Die grösste Zierde dieses Urwaldes am Flusse bilden aber die Schlingpflanzen, *Bignonien* und *Paullinien*.

Man denke sich unermesslich ausgedehnte Teppiche von Rankengewächsen vom Boden aufgerafft und an die thurm hohen Bäume des Ufers gehangen, wo sie je nach den wechselnden Formen des Waldrandes die mannigfaltigsten Draperieen bilden. Bald fliessen sie Bächen gleich von der Höhe hernieder, bald ahmen sie Kuppeln und Dachformen nach, bedingt vielleicht durch überhängende oder um-

gestürzte Bäume, über deren Gezweig sie hinwegziehen. Hier erblickt man eine zusammenhängende Mauer von Grün, welches diese Schlinggewächse bilden, dort ist dieselbe wieder unterbrochen und schaut das geheimnissvolle Dunkel des Urwaldes durch eine Oeffnung in der Pflanzendecke hervor, hinein in die sonnige Landschaft des Stromes. Zahlreiche rothe und weisse Blumen sind Sternen gleich in das üppige Grün hineingestreut.

Da das Wasser niedrig ist, so befindet sich augenblicklich in unmittelbarer Nähe des Ufers fast allorts ein überhängendes Laubdach, getragen durch lebende, halbtodte und todte Bäume, deren Leiber vielfach den Weg versperren und grossen Schwärmen von Fledermäusen zum Aufenthalte dienen; erschreckt und lautlos fliegen die Thiere davon, wenn sich unser Boot nähert um eine kurze Zeit lang im Halbdunkel des Ufers Schutz gegen die versengenden Sonnenstrahlen zu suchen, der wir im kleinen Korale erbarmungslos ausgesetzt sind. Hin und wieder huscht auch ein einsamer Eisvogel davon. Am steilen Absturze kriechen Schlangen gleich die mächtigen, flachen, gekrümmten Tafelwurzeln der Bäume und ein dichter Filz von Wurzelfasern, aus dem die Neger Kissen bereiten, bedeckt das Erdreich. Luftwurzeln hängen in grosser Zahl über dem Wasser herab.

Morgens und Abends ist das Gebüsch am Ufer von vielen Vögeln belebt und gegen Ende des Tages fliegen schwatzende Papageien über den Fluss, getreulich paarweise neben einander, als ob sie in ein gemeinsames Joch gespannt wären; zur Zeit der grössten Hitze aber hört man kaum einen Laut. Nur ein einziger Vogel, dessen Gesang einige Aehnlichkeit mit demjenigen unseres Mönches hat, liess sich auch dann regelmässig vernehmen; sonst unterbrach Nichts die Stille, welche geradezu unheimlich hätte erscheinen können, wenn sie nicht durch die lauten Aeusserungen unserer Neger vielfach gestört worden wäre.

Aber doch war nicht alles thierische Leben am Mittage und Nachmittage ausgestorben; wurde dem Ohre nicht viel geboten, das Auge konnte sich um so mehr in dieser Tageszeit an den prächtigen Schmetterlingen ergötzen. Vor allem sind es die grossen *Morpho*-Arten, welche zahlreich vorkommen. Langsam fliegt *Morpho menelaus* L. am Ufer entlang, mit ruhigen, gemessenen Flügelschlägen, so dass das tiefe, glänzende Lasurblau bei jeder neuen Bewegung aufleuchtet und der Riesenfalter schon aus grosser Entfernung gesehen wird. Seltener bemerkt man den *M. achilles* L. und *M. helenor* L., deren dunkelschwarze Flügel eine breite Binde von gleicher blauer Färbung besitzen, und

die kleineren Schmetterlinge halten sich mehr in unmittelbarer Nähe des Ufers auf, so dass man sie bei der Flussfahrt minder häufig wahrnimmt. ¹

Unter den überhängenden Lianen wimmelt es von Fischen, welche auf abfallende Früchte assen, und dies benutzen die Buschneger zur Jagd. Sie werfen die abgepflückten Kapseln eine Strecke weit dem Boote voraus ins Wasser, und während Einer das Fahrzeug lenkt, steht der Andere an seinem Vorderende mit gespanntem Bogen ² bereit, den hervortauchenden Fisch zu schießen. In gleicher Weise wird auch die Frucht als Lockspeise an der Angel benutzt und Beides geschieht in Folge des ungeheuren Fischreichthums nie lange ohne Erfolg. Vielfach sah ich unsere Buschneger während der Reise diesen Beschäftigungen obliegen, während sie gleichzeitig ein wachsames Auge auf das Gesträuch am Ufer warfen und etwaige Eidechsen geschickt mit dem Gewehre erlegten. Schlangen, welche wir oft um die Zweige des Ufergebüches geringelt sahen, wollten auch die getauften Neger nicht schießen; dass die Heiden es aus Verehrung unterlassen, ist bekannt.

Pfeil und Bogen, Angelruthe und Flinte begleiten den Buschneger stets auf seiner Flussfahrt, und das Gewehr, dessen Schlosstheile durch ein Fell vom Faulthiere (*Bradypus*) vor Regen geschützt sind, ist stets vorzüglich unterhalten; dazu gehört für den Jäger vielfach noch ein Hund, den die Schwarzen von den Indianern des inneren Landes eintauschen und mit welchem sie sehr geschickt das Wild aus dem Walde heraus ans Ufer zu treiben wissen. Sehr oft geht der einzelne Mann auf die Jagd und er liefert nicht selten eine der anziehendsten Staffagen für die Landschaft. Er selbst sitzt dann hinten im Boote, so dass dessen vorderer und mittlerer Theil ganz aus dem Wasser hervorgehoben wird, und vorne auf der äussersten Spitze sitzt hoch über dem Wasserspiegel das schwächliche Hündchen: eine Silhouette der eigenthümlichsten Art beim Sinken des Tages.

Der Fluss ist von Böten oftmals belebt, da das Wasser die einzige Verkehrsstrasse darstellt; denn nur die nächst benachbarten Wohnungen sind durch Buschpfade verbunden, während irgend welche längeren Wege in dem Waldgebiete nirgends bestehen. Mehr als uns

¹ Unter ihnen fällt die dunkle, roth und gelb gefleckte *Heliconia Cybele* Cram. besonders auf; ferner ist die blaugraue *Ageronia feronia* L. nicht selten. Unter den kleineren Arten verdient *Thecla lincus* F. und *Hyelosia julietta* Boisd. Erwähnung.

² Die Leute spannen den grossen Bogen frei in der Hand, ohne jede Mühe, wie unsere Kinder ihr Spielzeug zu behandeln pflegen.

lieb ist, werden wir von uns begegnenden Buschnegern aufgehalten, denn diese Leute sind erstaunt Weisse zu sehen, wollen wissen „woher“ und „wohin“ und haben selbst nicht die mindeste Eile vorwärts zu kommen. Das sieht man vor Allem an ihren Begrüssungen. Da kommt vielleicht ein Boot mit fünf Insassen; es steuert sofort auf uns zu, lässt langsam nach, da unsere Leute selbstredend das Gleiche thun, und jetzt beginnt Jeder der fünf Insassen Jeden Einzelnen von uns zu grüssen, der Reihe nach. Ebenso sollte von unserer Seite der Gegengruss zurückgegeben werden, und da wir mit je 6 Personen in zwei Korialen sassen, so ergab dies zwei Mal dreissig Grüsse und Gegengrüsse. Wenngleich wir selber der Sache überdrüssig wurden, so thaten doch unsere Buschneger der Etiquette stets Genüge und unsere Geduld wurde oft auf eine harte Probe gestellt, zumal die Sprache sehr langsam und gedehnt ist. „Tiio“ lautet die Anrede (Tia für eine Frau) und „Taangi Tiio“ lautet der Dank des Gegengrusses; jetzt folgt eine Erzählung unserer Leute, von vielfachen Interjectionen der Zuhörer unterbrochen, unter denen „Só-leeeti“ (fürwahr) und „I-aaa-i“ (ja) kein Ende nehmen wollen.

Je weiter wir kamen, desto mehr änderte sich die Sprache, so dass die Herren Benjamins und Loth Mühe hatten, die Leute zu verstehen und beim raschen Sprechen den Eingeborenen überhaupt nicht folgen konnten. Unter den Wörtern, welche im Unterlaufe des Flusses nicht gehört werden und welche theilweise entschieden portugiesischen Ursprungs sind, verdienen folgende genannt zu werden: *vakka* = Messer, *lima* = Feile, *drumi* = schlafen, *sunja* = träumen, *kata* = Erkältung, *mujer* = Frau, *tjuba kaai* = Regen fällt, *ma-tera* = Staub, *rio* = Fluss.

Die Fahrt war heute weit minder beschwerlich, da mit Korialen überall leicht zu passiren ist. Wir hielten uns meistentheils am linken Flussufer; bei der Insel Gongotha, wo der Weg durch Klippen versperrt war, mussten wir aussteigen, auspacken und das Boot über die Felsen ziehen, was aber ohne sonderliche Umstände geschehen konnte und bei welcher Operation uns der grüne Teppich der oben beschriebenen *Mourera fluviatilis* die Arbeit sehr erleichterte. Dann passirten wir Nachmittags die unbedeutenden Stromschnellen von Nana und fanden darauf ein ziemlich offenes Fahrwasser, nur einzelne, kleinere Barrièren in der Gegend des Mankwi- und Grankadji-Kreeks. Schon ein wenig nach vier Uhr Nachmittags waren wir in Langahuku (= Lange Ecke), einem in der Karte Rosevelt's noch nicht verzeichneten Dorfe, welches am rechten Flussufer, etwas unterhalb der Mündung des Marowijne-

kreeks gelegen ist und welches für heute das Ziel unserer Reise war.

Wir begrüßten, wie stets, zunächst den Capitän des ärmlichen Wohnsitzes; dann folgten auch unsere Buschneger, in ihre besten Tücher gekleidet, auf den Köpfen die viereckigen Körbe (Pagale genannt), aber ohne Messer, obwohl sie sich doch bei ihren Stammverwandten befanden. Einer hinter dem Anderen kamen sie der Reihe nach anmarschirt, sprachen vor dem Capitäne ihr „Tiio“ und wurden von diesem kaum dafür gedankt, wohl aber erhielten sie Jeder einen Schemel, auf dem sie lautlos vor Einer der Hütten sassen, und nachher Nachtquartier. Vielleicht war der Umstand, dass die Neger von Gansee Christen sind, die Ursache der grossen Zurückhaltung.

Der Kifunga vor dem Dorfe Langahuku war ohne Kodja und der zugehörige Götze stand nicht unter demselben, sondern etwas weiter nach den Wohnungen hin, umgeben von drei runden, gebackenen Steinen der Art, wie sie die Neger auch als Untersätze für ihre Kochtöpfe gebrauchen. Unmittelbar neben dem Kifunga befand sich dagegen eine niedrige, viereckige Bretterplanke, getragen von vier Pfählen und anscheinend einen Tisch darstellend.

Während der ganzen Nacht wurde in einer offenen Hütte ein grosses, loderndes Holzfeuer unterhalten, von dem aber nach Sonnenuntergang keine Kohle mehr genommen werden durfte. Wohl war es erlaubt, selbst Feuer anzumachen; aber dazu fehlte uns trockenes Holz, was auch die Einwohner nicht hergeben zu können behaupteten. Eine kleine, halbgeschlossene Palmhütte diente ferner dem ganzen Dorfe zur Aufbewahrung ihrer Kostbarkeiten, schöner Gewehre, Laternen, Töpfen, Cassavekuchen und dergleichen Dinge mehr.

Ueberrascht waren wir, an diesem Orte ein ziemlich gut verständliches, französisches Patois von zwei Leuten sprechen zu hören, und es stellte sich heraus, dass dieselben wiederholt im französischen Guyana gearbeitet, von woher sie auch ihre mit Messingnägeln beschlagenen Gewehre mitgebracht hatten; sie scheuten nicht den weiten Weg über Paramaribo und von dort durch Commewijne und Cottica nach dem Marowijne (Maroni), denn im oberen Flusslaufe ist es nicht möglich durch die dichten Wälder von Einem Strome zum anderen über Land zu gehen.

Langahuku lag nur 5 m über dem Niveau des Flusses.

7 April. Von Langahuku aus setzten wir unsere Reise zunächst längs dem linken Flussufer fort und begegneten bis zum Dorfe Komoso, welches gegenüber Sakkepratti gelegen ist (nicht auf der Karte verzeichnet), nur einzelnen Klippen; dann schlugen wir die Fahr-

strasse zwischen genanntem Eilande und den kleineren Inseln, welche nahe dem linken Flussufer sich befinden, ein und trafen hier wieder zahlreiche Felsen an, welche stellenweise bis zu 5 m über dem Wasser hervorragten. Noch stets sind aber die Ufer ganz flach und seit dem Sarakreek sahen wir nirgends auch nur eine unbedeutende Anschwellung des Bodens zu Seiten des Stromes, so dass die Karte Roosevelt's durchaus richtig die Reliefverhältnisse wiedergibt. Ich glaube dies ausdrücklich erwähnen zu müssen, da Mancher den Eindruck haben wird, als ob nicht Alles in das Blatt eingetragen wäre; es lässt sich aber durchaus Nichts in der nächsten Umgebung des Flusses hinzufügen.

Die alluvialen Lehmwände begleiten uns auch noch stets überall dort, wo die Richtung des Stromes das Niedersinken der Schlamm- und Sand-Theile gestattet. Überrascht waren wir, einzelne Exemplare der Pallisadenpalme plötzlich wieder auf der Insel Pitipratti erscheinen zu sehen, da wir sie seit dem Verlassen des unteren Strombettes nicht bemerkt hatten.

Letztgenanntes Eiland passirten wir am rechten Flussufer, woselbst das Wasser breit und offen ist; dann fuhren wir über den Papantirifall und darauf über den Fall Akunkun (nicht „Kunkun“), was soviel wie „nassgewordene Cassave“ bedeutet und auf einen kleinen Unfall beim Ueberschreiten des Wasserfalls hinzuweisen scheint.¹ Unmittelbar vor Akunkun ist das Fahrwasser ebenfalls offen und es bleibt oberhalb desselben gleichfalls so bis in unmittelbarer Nähe von Kapua. Dort liegen wieder mächtige, flach gewölbte Felsen von grosser Ausdehnung im Flusse, der natürliche Wasch- und Trockenplatz für die Einwohner des Dorfes, welche eifrigst bei der Arbeit angetroffen wurden.

Die Fahrt verlief ohne besonderen Zwischenfall. Nur Ein Mal machte bei Pitipratti ein alter Neger, welcher sich Major nannte und dem Geschlechte des Granmann angehörte, den Versuch uns aufzuhalten. Obwohl der mit einer scheusslichen Krankheit behaftete Mann allein im Koriale sass, so hatten doch unsere Leute einen grossen Respect vor ihm und wurden sehr kleinlaut, als er schalt, dass wir sein in der Nähe befindliches Dorf passirt seien, ohne ihm unsere Aufwartung zu

¹ Die grosse Insel, welche unmittelbar oberhalb des Falles Akunkun gelegen ist, nannten die Neger Biriudú „Wansébiudú“ bedeutet: „an Einer Seite (one side) Bijlhout“, denn Biriudú heisst Bijlhout und dieses wächst hier sehr viel. Mir scheint, als ob damit das „Wansébiudú“ der Karte identisch ist. Roosevelt nennt eine andere Insel oberhalb Kapua ebenfalls „Biriudú“.

machen. Er war wohl nur erzürnt, dass ihm die Gelegenheit ein Geschenk zu erhalten entgangen war.

In Kapua wurden wir sehr freundlich empfangen; die Weiber wurden rasch aus einer Kochhütte fortgejagt und man brachte uns sogar drei regelrechte Stühle, die wir sonst im ganzen Gebiete der Buschneger nicht gesehen haben. Dem mit Cassavemehl beschmutzten Capitän machte unser Reisezweck viel Kopfzerbrechens; wir suchten uns aber von ihm sowohl wie von den übrigen Einwohnern des sehr kleinen, freundlichen, mit Cocos bepflanzten Dorfes so fern wie möglich zu halten, da der Ort reich an Lepra-Leidenden zu sein schien und wir deswegen jede Annäherung fürchteten. Bekanntlich sind die Neger Surinams dieser entsetzlichen Krankheit vielfach ausgesetzt, während sie bei den Indianern, wie behauptet wird, niemals vorkommt. Letztere sollen ein Mittel dagegen besitzen.

Obwohl wir auch von Kapua aus keine Gebirge erblickt haben, so soll nach Aussage der Bewohner dasselbe am rechten Ufer doch nur einige Wegstunden weit entfernt sein, während man vom linken Ufer aus landeinwärts gehend anderthalb Tagereisen gebrauche, um zu gebirgiger Gegend zu gelangen.

Kapua liegt 8 m über dem Niveau des Flusses und, da die Ufer steil sind, nur wenig vom Wasser entfernt, auf sandigem Boden, dem Verwitterungsproducte des dort anstehenden Gebirges.

8 April. Zwischen Kapua und Toledo nimmt das Gefälle des Stromes sehr rasch zu; es befindet sich hier eine ganze Reihe von prächtigen Wasserfällen, welche das Fortkommen bisweilen recht erschweren. Anfangs trafen wir, an der rechten Seite der Insel Biriudú hinfahrend (es liegt auf ihr der Ort Hansesanti) zwar noch offenes Fahrwasser, aber bald darauf versperrte ein etwa 3 m hoher Absturz, welcher quer den Fluss durchsetzt, den Weg. Der Wasserfall, welcher am linken Flussufer darüber hinstürzt, trägt den Namen *Kotipau* und findet stromeinwärts seine Endigung in einer kleinen Insel, um sich an der gegenüberliegenden Seite derselben weiter fortzusetzen. Diese Fortsetzung heisst *Gidibo* oder *Bin* und bildet die Verbindung zwischen der genannten, kleinen und einer grösseren Insel, welche sich in der Nähe des rechten Flussufers befindet. Der *Gidibo* stellt einen gleichmässig die ganze Breite des Stromarmes einnehmenden, schönen Fall dar, der sich nicht passiren lässt, da sein Absturz überall schroff ist; wir wandten uns deswegen dem *Kotipau* zu, wo das Hinüberschaffen der Koriale nach stattgehabtem Entladen möglich war. Eine derartige Passage bleibt inzwischen stets sehr

mühevoll und zeitraubend, denn da das Boot zu gross ist, um getragen zu werden, so müssen die Leute auf vielen Umwegen, durch das Aufsuchen kleiner Nebenrinnen das Fahrzeug die Höhe hinauf zu transportiren suchen. Ziehend und schiebend bringen sie es mit vieler Anstrengung durch das brausende Wasser, dessen Andrang bisweilen so stark ist, dass die Neger fast nicht im Stande sind sich darin stehend zu halten. Die Insassen sind genöthigt von Fels zu Fels steigend sich einen Weg über den Fall zu suchen und ebenso wird die Bagage von den Eingeborenen auf dem Kopfe getragen hinüber geschafft.

Der folgende, kaum 2 m hohe *Madiengi-Fall* konnte trotz des ungemein starken Stromes ohne Aussteigen und Entladen überwunden werden, da der Absturz unter verhältnissmässig geringerem Neigungswinkel stattfindet; trotzdem aber ist es mir noch heute ein Räthsel, woher die Neger diese genaue Kenntniss jeder kleinen Strömung und die ungeheure Geschicklichkeit sie zu benutzen erlangt haben, zumal sie nur selten von Gansee aus in diese Gegend kommen dürften.

Nicht weit oberhalb des Madiengi-Falls wird der Fluss wiederum durch eine steile Barrière von etwa 3,5 m Höhe versperrt, und das Wasser, welches darüber hinstürzt, ist durch zwei kleine, dazwischen eingeschaltete Inseln in drei Abschnitte zerlegt worden, welche ebenso viele verschieden benannte Wasserfälle bilden. Die Neger nennen den Fall am linken Ufer *Kwfea*, am rechten *Sopo* und in der Mitte *Sísabo*. Wir nahmen den Weg über den letztgenannten Absturz, welcher ein imposantes und prächtiges Bild dem Beschauer darbietet, denn das Wasser fällt steil hernieder und die beste Passage, welche für das Boot gefunden werden konnte, besass doch noch immerhin einen Neigungswinkel von etwa 45°, so dass es die grössten Anstrengungen kostete, das entladene Fahrzeug hinüberzuschaffen. Aber es ist nicht das über Felsen jäh abfliessende Wasser, was diesem Punkte allein seinen hohen Reiz verleiht, sondern vor allen Dingen der Umstand, dass zur Trockenzeit der Sísabo durch eine kleine Insel wiederum in zwei Abschnitte zertheilt ist, und diese Insel selbst gleicht einem kunstvollen Parke mit unzähligen, kleinen Rinnsalen, welcher einen grossen Raum im höher gelegenen Niveau des Flusses einnimmt, in der Regenzeit aber ganz und gar unter Wasser gesetzt wird. Die abgerundete, gewaltige Felspartie, welche stromabwärts ihr Ende in der Barrière des Flusses findet, schiebt sich wie ein mächtiger Rundhöcker zwischen die beiden Theile des Sísabo ein. In

der Regenzeit ist auch dieser Vorsprung vom Falle bedeckt, jetzt aber floss kein Strahl Wassers darüber hin. Eine prächtige Blumenfülle lachte uns von der Insel im Strome entgegen.

Da es gefährlich ist, im Flusse zu baden — denn ein mit starken Zähnen bewaffneter Raubfisch, genannt Pirai (= *Serrosalmo piraya* Cuv.), stellt Menschen sowohl wie Thieren nach — so hatten wir lange das in den Tropen so höchst nöthige Erfrischungsmittel entbehren müssen; jetzt glaubten zwei Mitglieder unserer Gesellschaft von dem brausenden Wasserfalle wohl Gebrauch machen zu dürfen. Sie thaten es unter unaufhörlichem Gelächter der Buschneger, welche den Eindruck erhielten, als seien die Weissen am ganzen Körper geschunden. Ich muss gestehen, dass mir die ebenholzschwarzen Eingeborenen auch weit mehr Berechtigung als die Weissen zu haben schienen, der uns umgebenden, tropischen Welt zur Stafflage zu dienen.

Die Schwarzen, denen wir solches Schauspiel boten, waren hier am Sísabo in grösserer Zahl beschäftigt, Holz über den Fall zu transportiren, welches zum Verkaufe in der Stadt bestimmt war. Diese Arbeit ist eine ungemein mühselige, und wenn die Leute sich uns gegenüber beklagten, dass sie für ihre schwere Anstrengung zu geringen Lohn erhielten, so kann ich ihnen darin nur zustimmen.

Zunächst muss das Holz aufgesucht und oft weit vom Flusse gefällt werden, und da im tropischen Walde selten viele Bäume derselben Art, welche zum Schlage brauchbar wären, neben einander stehen, so ist die Anlage einer Reihe von Wegen (d. h. das Wegkappen von Holzarten, die nicht verwerthet werden können) erforderlich, um die Stämme bis zum Strome zu schaffen. Dort beginnt aber eine neue, schwierige Arbeit; denn die Holzarten, welche in der Stadt verwerthet werden, sind schwerer als Wasser, sie können deswegen nicht einfach den Strom hinabgefösst werden, sondern müssen mit Hilfe von Korialen schwimmend erhalten werden. Zu diesem Zwecke wird zunächst ein gewöhnliches Floss von den Stämmen hergestellt; dann bringt man darüber zwei Koriale und legt nun über diese mehrere Querbalken, worauf zu beiden Seiten und zwischen den Fahrzeugen das Floss mit Hilfe von Lianen an den über die Koriale gelegten Stöcken befestigt wird.

Wäre es mit einmaliger Anfertigung einer solchen Vorrichtung geschehen, so würde die Mühe noch erträglich erscheinen, aber an allen grösseren Fällen muss das ganze Floss wieder gelöst und jeder Balken einzeln hinübertransportirt werden. Wer die Menge von Klippen und kleinen, sich dazwischen durch schlängelnden Bächen sieht,

durch die jeder der nicht schwimmenden Balken mit Mühe geschafft werden muss, der begreift, dass die Neger wochenlang zur Ueberwindung eines bedeutenden Falles gebrauchen. Dann wird von ihnen unterhalb das Floss von Neuem hergestellt, um am nächsten Absturze die Arbeit in gleicher Weise wieder zu beginnen. Monate lang dauert die Reise bis zur Stadt.

Auch für uns war die Schwierigkeit des Fortkommens nach dem Erreichen des höheren, über dem Falle gelegenen Niveau's des Stromes noch keineswegs überwunden. Felsen und Baumstämme hinderten jeden Augenblick die Durchfahrt, sowohl solche, welche durch Naturkräfte umgestürzt und hiehergeführt waren, als auch die gefälltten Hölzer der bei der Arbeit beschäftigten Schwarzen, welche bis weit hinauf überall umherlagen. Nicht weit oberhalb des Sísabo wurde aber das Fahrwasser wieder offen; nur wenige Klippen liegen im Flusse, bis man zum Monni gelangt, der ersten Erhebung, welche oberhalb des Sarakreeks an den Strom herantritt und die auf der Karte Rosevelt's etwas unterhalb Toledo am rechten Flussufer eingetragen ist.

Von dieser Höhe aus erstreckt sich eine Barrière quer durch das Bett des Surinam und bildet hier die Veranlassung zur Entstehung sehr bedeutender Stromschnellen. Wir massen den Gipfel am folgenden Tage und fanden ihn nur 60 m hoch, obwohl er dank der gewaltigen Höhe des ihn bedeckenden Waldes viel bedeutender zu sein scheint. Noch eine Reihe von ähnlichen Erhebungen schliesst sich landeinwärts daran an, aber es ist in Folge der durch die Vegetation versperrten Aussicht nicht möglich einen guten Ueberblick über das Gebirge zu erhalten.

Nach dem Passiren der Stromschnellen fanden wir wiederum sehr ruhiges Fahrwasser und nun glaubten wir bald in Toledo zu sein; aber der Ort liegt jetzt nicht mehr am rechten Ufer, sondern weiter aufwärts an der linken Seite des Stromes, wohin die Reise noch ziemlich langwierig zu werden versprach. Deswegen wurde es Zeit bei dem bereits weit vorgeschrittenen Tage an eine Mahlzeit zu denken, die wir in Folge der vielen Schwierigkeiten des Transports noch nicht hatten zu uns nehmen können.

Unser Koch wusste freilich in den schwierigsten Fällen seines Amtes zu warten, heute aber hatte er doch noch nicht dazu Gelegenheit gefunden. Er kochte gewöhnlich im Koriale, indem das Feuer in einer eisernen Schale auf den Boden gestellt wurde; darüber wurden zwei Stäbe gelegt und auf Letztere der Kochtopf gestellt. Das Schälen und Kochen von Kartoffeln und Reis war seine Hauptaufgabe,

da er im Uebrigen nur die Conserven zu erwärmen brauchte, aber das bei jeder Bewegung schwankende Fahrzeug warf ihm nicht selten Alles um. Auch hierin würde ein Reisender leicht für grössere Expeditionen zweckmässig eine passendere Vorrichtung verwenden, da es doch immerhin eine Hauptsache bleibt, den Körper gut zu verpflegen. Wir gelangten nach vielen Mühen auf einem im Flusse gelegenen Felsen dazu; dann fanden wir auf Befragen von uns begegnenden Negern auch glücklich den Weg nach Toledo, den unsere Leute selbst nicht kannten.

Der stolze Name gehört einem kleinen, ärmlichen Dorfe an, dessen Häuser die gewöhnliche Bauart zeigen, aber zum Theil mit breiten, weissen Streifen, die hie und da Kreuze bilden, bemalt sind. In ähnlicher Weise sieht man nicht selten auch die Koriale geziert, und das Kreuz ist eine rein zufällige, keineswegs christliche Gesinnungen andeutende Form. Vor dem Eingange des Dorfes stand wieder der übliche Kifunga, aber ohne Götze. Statt dessen befand sich darunter in der Mitte eine Art Trog, aus einem Baumstamme gefertigt und einem kurzen und sehr breiten Koriale einigermaßen ähnelnd.

Die auffallend wohlgebildeten Leute standen gleich denen von Langahuku in Verbindung mit dem französischen Guyana und kannten einige Brocken Französisch, ohne sich aber in dieser Sprache verständlich machen zu können; gleichwohl war ihre eigene Sprechweise sichtlich dadurch beeinflusst worden. So weit indessen die Männer zeitweise reisen mögen, Frauen und Kinder waren hier doch völlig unbekannt mit Weissen, denn nicht nur liefen sie, wie auch in den benachbarten Dörfern des Stromgebietes zwischen Gansee und Toledo, bei unserer Ankunft erschreckt davon, sondern sie waren auch von einer lästigen, neugierigen Zudringlichkeit. Dieselbe ging so weit, dass man uns sogar die Aermel aufstriefte, als wir bereits in den Hängematten lagen, um zu sehen, ob unsere Arme nicht auch schwarz seien.

Diese Zudringlichkeit abgerechnet, waren aber die Neger sehr freundlich; eine Frau liess sich auch herbei uns einen Gesang vorzutragen, der sich durch stete Wiederholung einer kurzen Strophe und somit durch grosse Einförmigkeit auszeichnete, während er durch wiegende Bewegung der Hüften von der singenden Frau begleitet wurde. Sie erhielt als Lohn ein buntgerändertes Taschentuch und ich machte bei dieser Gelegenheit die Wahrnehmung, dass solche Tücher ein ganz vorzügliches Tauschobject sind, so dass ich später noch viel davon Gebrauch machte. Namentlich schreiende, rothe und tief kornblaue Farben lieben die Neger sehr; Tücher mit anders gefärbten

Rändern, welche ich in grosser Auswahl bei mir hatte, fanden sie nicht des Ansehens werth. Mit kleinen Magneten u. dgl. würde man gewiss auch recht viel bei ihnen ausrichten können, denn des Staunens über diesen „Obia“, den wir wiederholt in den Dörfern producirt (wir gebrauchten ihn für die Maximal-Thermometer), war kein Ende, und gerne wollte ihn der Eine und Andere käuflich erwerben.

Die Einwohner Toledos erzählten uns, dass sich das Gebiet der Buschneger noch 14 bis 16 Tagereisen weit stromaufwärts ausdehne, worauf dann das von Indianern bevölkerte Land beginne. Zwischen beiden Rassen befinde sich ein neutrales, von Keinem bewohntes Gebiet, dessen Breite etwa eine halbe Tagereise betrage. Indianer und Neger meiden sich, ohne sich zu bekriegen, und falls sie einander unvermuthet begegnen, gehen sie sich aus dem Wege. Dagegen dulden die Indianer das Eindringen der Neger in ihr Gebiet unter keinerlei Umständen, und deswegen ist es auch nicht möglich längs des Surinam ihre Wohnplätze zu erreichen, wohl aber ist dies längs des Maroni (Marowijne) ausführbar, wie bekannt und auch von den Einwohnern Toledos versichert wurde. Die Buschneger dieses Flusses stehen mit den Indianern in stetem Handelsverkehre. Nach allen Aussagen scheint es mir, als ob man die Zahl der das Binnenland bewohnenden Indianer sowohl als auch der Buschneger bisher weit zu gering angeschlagen hat; in Toledo sagte man uns, dass tief in Innern sehr mächtige Stämme jener lebten.

Toledo liegt 7 m über dem Niveau des Flusses.

9 April. Wir traten heute die Rückfahrt an, denn meine Zeit erlaubte mir nicht, weiter ins Innere vorzugehen, und überdies hatten wir uns mit Rücksicht darauf auch nicht für länger mit Proviant versehen, während die Speise der Buschneger unmöglich dem Europäer das Dasein fristen kann. Der Abschied von Toledo als Endziel der Reise war mir recht schmerzlich und die Rückfahrt war auch nicht darnach angethan, uns sehr freudig zu stimmen, denn nachdem es schon gestern in längeren Zwischenpausen geregnet, begann dieser Tag mehr und mehr der tropischen Regenzeit zu gleichen. Am Nachmittage goss es unaufhörlich vom Himmel hernieder und heftige Windstöße rissen uns sogar unsere Guttaperchadecke vom Palm-dache, so dass alle unsere Bagage, selbst Hängematten und Decken nass wurden und ich für meine Etiquetten, die den in Papier eingewickelten Gesteinsproben zugefügt waren, sehr besorgt wurde. Dass wir selbst nicht trocken blieben, brauche ich wohl kaum zu erwähnen.

Die Fahrt ging rasch von statten, denn obwohl wir an denselben

Orten wieder die Böte verlassen und auspacken mussten, an denen wir stromaufwärts reisend dazu genöthigt gewesen waren, so trieb uns das rasche Gerälle doch mit rasender Eile fort, so dass wir in Einem Tage bis nach Langahuku gelangten. Oft war mir bei diesem Fahren ängstlich zu Sinne, zwar nicht für mich selber, da ich ein Flussbad nicht gefürchtet haben würde, aber desto mehr für Sammlungen und Papiere, da beim Scheitern des Fahrzeuges Alles verloren gegangen wäre. Aber sicher brachten uns die Neger über die gefährlichsten Stellen, durch Klippen und Stromschnellen, hinweg, wobei Einer vorne im Boote stand um einem etwaigen Anprallen desselben gegen einen Stein durch Benutzung des vorausgehaltenen Ruders zu wehren; die anderen gebrauchten ihre Ruder nur zum Steuern; alle aber schrieten und lärmten bei der aufregenden Fahrt unaufhörlich durch einander, so dass ich mir ihr gemeinsames Handeln kaum erklären konnte. So geschickt aber die Leute sind¹, so oft geht doch ein Boot bei solchem Fahren zu Grunde; selbst die Goldsucher werden häufig durch ein derartiges Unglück getroffen und verlieren dabei viel Geld, obwohl sie doch niemals in diese Gegend kommen und nur die weit unbedeutenderen Stromschnellen des unteren Surinam zu passiren haben.

Unterhalb des Sísabo trafen wir mitten in den Stromschnellen, vom Wasser umbraust, auf einem kleinen Felsen sitzend eine Buschnegerin mit zwei Kindern, neben sich ein Pagal; ein Bild, wie es sich ein Künstler nicht schöner als Vorwurf zu einem Sculpturwerke hätte denken können. Wir erfuhren, dass auch ihnen das Korial gesunken und dass sie jetzt auf ihren Mann und Vater warteten, der gegangen sei, um ein anderes zu holen.

Vielfach flohen vor unserm einherstürmenden Boote Fische, welche sich fliegenden Fischen gleich mehrere Meter weit über den Fluss hin bewegen konnten. Sie waren sehr klein; welcher Art sie aber angehörten, vermochte ich nicht in Erfahrung zu bringen.

Das Dorf Langahuku erreichten wir in völlig durchweichtem Zustande und Bäche Wassers strömten uns noch von der Anhöhe entgegen, als wir uns vom Landungsplatze aus durch den Wald zu den Wohnungen begaben. Dort bezogen wir wieder unser altes Palmdach, aber nur mit vieler Mühe glückte es, uns leidlich umzukleiden, denn jede Bewegung war durch die uns umdrängenden Neger ungemein erschwert. Die Leute wollten uns alle wiedersehen, und da sie nicht draussen im Regen zu verweilen liebten, so standen sie eng um

¹ In der Regenzeit passiren die Neger sogar den Gidibo-Fall ohne das Boot zu verlassen,

uns her, stossend und drängend. Notizen einzutragen und Instrumente abzulesen wollte erst spät gelingen. Dabei weigerte man wieder, uns genügendes Brennholz zum Trocknen der Kleider zu geben (es sei nicht mehr vorhanden), und das wenige, welches wir erhielten, war nur gerade genügend, uns einen beizenden Rauch in die Augen zu treiben, wurde überdies noch von den Negern selbst hin und wieder benutzt. Allerlei Geräthe benahm ausserdem noch den wenigen Raum, so dass wir in den nassen Hängematten so bald wie möglich das unter diesen Umständen beste Unterkommen suchten.

Aber die Ruhe wollte nicht eintreten, denn wir wurden von sogenannten Patattaläusen ungemein gequält. Es sind dies kleine Thiere, welche sich namentlich der Europäer sofort zuzieht, wenn er im Grase geht, und die dem unbewaffneten Auge unsichtbar sich in die Haut einbohren, wo sie ein unerträgliches Jucken hervorbringen. Bei mir hatten diese Parasiten fast den ganzen Körper erobert und ich hatte während der Dauer der Reise viel von ihnen zu leiden; dazu gesellte sich Ausschlag und Kopfweh sowie Appetitlosigkeit, wahrscheinlich die ersten Anzeichen des tropischen Fiebers, welches uns Allen nachher noch viel zu schaffen machen sollte, aber leider nicht früh genug von uns erkannt wurde. Wir fanden uns übrigens ohne sonderlichen Trübsinn in die nicht gerade beneidenswerthe Lage.

10 April. Unsere Fahrt war der gestrigen gleich, aber schon um 12 Uhr Mittags waren wir in Gansee, wo wir uns bald mit trockenen Kleidern versehen konnten und vom „Leeriman“, wie man den Missionär nennt, uns einer Herz, Seele und Körper stärkenden Aufnahme zu erfreuen hatten, die wir ihm nicht genug Dank wissen können. Auch von Seiten der Buschneger ward uns jetzt eine freundliche Begegnung zu Theil, da sie den Zweck unserer Reise inzwischen erfahren, und sie waren in jeder Hinsicht bemüht, die früheren Ungezogenheiten wieder gut zu machen.

Den ganzen Nachmittag und den folgenden Morgen hindurch kamen die Einwohner von Gansee, uns Geschenke zu bringen, wie sie es gewohnt sind auch beim Eintreffen eines Missionärs zu thun, und die Stube, in der wir uns bei Herrn Raatz befanden, wurde nicht leer von Besuchern. Der Kirchenälteste (Samuel) brachte mir Harz vom Locusbaume (*Hymenaea Courbaril*), welches die Leute zum Anmachen von Feuer benutzen; dann kam die „Granmissie“, das heisst die Frau des Granmann, und brachte in einer grossen Kalabass-Schale Reis, Pinda-Nüsse und Mango (Manja); dann eine ungezählte Menge von Frauen und Mädchen, die Schalen und Löffel aus Kalabass,

Thongefässe, Früchte und dergleichen schenkten; ferner Männer und Knaben mit geschnitzten Bänken, Stöcken u. s. w. Ich hatte lange Zeit nöthig um Allen, die kamen, mein "*Tangi tio*" und "*Tangi tia*" auszusprechen, über das die Schwarzen ein kindliches Vergnügen an den Tag legten.

11 *April*. Am Morgen dieses Tages besuchten wir zunächst die Schule, in der sich 26 Mädchen und 33 Knaben befanden; alle waren ordentlich nach Art der gefärbten Bevölkerung von Paramaribo gekleidet, und diesem aussergewöhnlichen Unterrichte wohnte nicht nur der Leeriman bei, sondern auch der Granmann, der Kirchenälteste, der Minister und mehrere Angesehene des Dorfes, unter denen sich auch unsere Ruderer, die *jeunesse dorée* von Gansee, befanden. Der Unterricht wurde von einem Schwarzen gegeben, dem der zu lehrende Gegenstand selbst noch ungemein viel Anstrengung zu verursachen schien, und so konnten die Leistungen der Schüler denn auch nur ein bescheidenes Maass erreichen.

Die Besten rechneten mit Mühe bis zu 20, und das Lesen sowohl des Holländischen als auch des Neger-Englischen ging sehr schwierig von statten; doch ist dies bei der holländischen Sprache, von der kaum Ein Erwachsener ein Wort kennt, nur zu leicht verständlich, zumal beim Unterrichte Lesebücher gebraucht werden, die in Holland (Groningen) gedruckt sind und Namen von Dingen enthalten, von denen sich der Neger unmöglich einen Begriff machen kann. Darin wird von der Kälte des Winters, von Schlitten, von Schnee, von Schornsteinen, von Staubbesen und dergleichen Dingen geredet — gewiss ein sehr unzweckmässiges Verfahren. Die Schrift der Kinder war dagegen sehr schön und ebenfalls der Chorgesang.

So bescheiden aber auch die Leistungen im Allgemeinen sein mögen — denn ich glaube nicht, dass die greifbaren Früchte des Unterrichts seine Dauer überleben — so scheint mir doch, als ob der Einfluss der Schule in sittlicher Hinsicht ein grosser ist. Die Neger lernen Geistesarbeit schätzen, abstracte Begriffe erfassen und werden dadurch auch dem Begreifen der christlichen Lehren näher geführt. Wie froh leuchtete das Gesicht dieses oder jenen jungen Mannes auf, wenn während des Unterrichts etwas erwähnt wurde, was auch in seiner Erinnerung noch eine Saite erklingen liess, oder wenn er gar noch im Stande war, einer schwierigen Multiplication (etwa 3×4) zu folgen.

Um 11 Uhr Morgens fuhren wir von Gansee wieder fort, geleitet von den Buschnegern, welche uns noch bis zum Sarakreek bringen mussten, aber unter Benutzung unseres Fischerbootes. So klein das

Fahrzeug war, so kam es uns im Gegensatze zu den Korialen, die wir tagelang hatten verwenden müssen, doch ungemein geräumig vor; zudem war das Fahren darin nicht so sehr ermüdend. Denn die grösste Unbequemlichkeit der Koriale besteht in dem fortwährenden Balanciren, zu dem das schwankende Fahrzeug den Insassen nöthigt, und die beständige, ungewohnte Anstrengung des Rückens, welcher keinerlei Stütze hat, bringt eine gewaltige Ermüdung mit sich. Statt Bänken sind überdies nur schmale Latten zum Sitzen vorhanden. Man denke sich ein solches Sitzen tagelang in brennender Sonne oder strömendem Regen, dazu die unaufhörliche Arbeit des Notirens, Etiquettirens, Einpackens, Ablesens von Instrumenten, Einzeichnens der Karte — und man wird sich einen annähernden Begriff von der Anstrengung einer derartigen Reise machen können. Kommen noch Krankheit und unregelmässige Mahlzeiten hinzu, wie es bei uns der Fall war, so fängt die Lage an, oftmals recht wenig beneidenswerth zu werden. Wir fühlten uns denn auch im Fischerboote über die Maassen glücklich, und unsere Leute, die wir aus der Stadt mitgebracht hatten, schienen sich ebenfalls der Rückfahrt zu freuen, zumal Einer von ihnen erkrankt war.

Der Regen hatte den Strom so sehr geschwellt, dass von den zahlreichen Klippen, denen wir beim Auffahren zwischen Koffiekamp und Gansee begegnet waren, nur noch ein sehr geringer Theil trocken lag und wir die Landschaft kaum wieder zu erkennen vermochten. Erst bei Kadju sahen wir eine grössere Anzahl von Felsen kaum einen Meter hoch aus dem Wasser hervorragen; am Falle Biabía standen noch verschiedene Klippen etwa 2 m aus dem Strome heraus und hier kostete es noch einige Mühe genügend tiefes Fahrwasser für das Boot zu finden. Dann aber wurde der Diëti-Fall wieder in fliegender Fahrt passirt; zusammenhängende Felspartieen waren nirgends mehr zu erkennen; alle Guave-Sträucher standen bereits mit den Füßen im Wasser und unterhalb der genannten Fälle war keine Spur der Gebirgsformationen, auf denen wir noch vor wenigen Tagen stundenlang gegangen, mehr entblösst. Nur die Strömung deutete noch die Durchfahrten an, welche früher enge Canäle gebildet hatten, und geschickt wussten die lärmenden Neger von ihr Gebrauch zu machen, indem sie nur bisweilen mit Stöcken und Rudern den Untergrund prüften.

Die Gebirge des Sarakreek, welche wir zuerst von Kadju aus in blauer Ferne gesehen hatten, traten bei mancher Wendung des Stromes wieder hervor, und bald erblickten wir ihre flachwelligen Formen in

nächster Nähe vor uns; wir hatten die Station Koffiekamp erreicht und konnten jetzt unsere Buschneger wieder verabschieden. Bei der alten Hütte am Strome stiegen wir zum zweiten Male aus, um hier die Nacht zuzubringen.

12 *April*. Auch bei der Weiterfahrt, die wir am heutigen Morgen antraten, fanden wir im Laufe des Tages kaum noch nennenswerthe Felspartieen entblösst, und ich glaube dies hier speciell verzeichnen zu müssen, um etwaigen späteren Besuchern dieser Gegend anzuzeigen, was sie erwarten können, wenn der Strom nicht gerade zufällig ganz ungemein trocken ist. Obwohl nur wenige Tage Regenwetter geherrscht hatte, war das Wasser doch schon so hoch gestiegen, dass meine Reise für geologische Zwecke ziemlich resultatlos verlaufen sein würde, wenn ich sie nur eine Woche später angetreten hätte, denn allein der Fluss giebt sichere Anhaltspunkte zur Beurtheilung des geognostischen Baues der Gegend, da die tiefe Verwitterungsrinde (Laterit) und der Pflanzenwuchs am Ufer und im Walde nichts Nennenswerthes erkennen lassen.

Zwischen Koffiekamp und der Mündung des Sarakreeks war Alles bedeckt, ausgenommen kleine Felsstücke am Ufer; an letztgenanntem Orte sahen die Klippen nur noch wenige Centimeter hoch aus dem Wasser hervor. Zwischen Nieuw-Star-Eiland und dem rechten Flussufer standen noch einzelne Klippen etwa 1 m hoch über dem Niveau des Flusses heraus, desgleichen am Dabikwenkreeke; von dort bis zur Insel, welche oberhalb Brokopondo liegt, war wieder Alles bedeckt; nur zwischen genannter Insel und dem linken Flussufer sah man noch einzelne Klippen entblösst; dagegen waren die Barriären bei Brokopondo, in denen die schönen Strudellöcher vorkommen, ebenfalls wieder dem Auge entzogen, so dass von den darauf wachsenden Guave-Sträuchern nur noch die Spitzen hervorsahen. Selbstredend ist in der Regenzeit überhaupt gar nichts vom Gesteine des Flussbettes mehr wahrzunehmen. Ich will versuchen darzustellen, wie gross der Unterschied im Stande des Wassers in den verschiedenen Zeiten des Jahres etwa sein kann.

Der Unterschied zwischen den Wasserständen, die wir am 2ten und 12ten April bei Brokopondo beobachteten, darf auf mindestens 2 m geschätzt werden; jetzt lag die Uferterrasse daselbst 6 m über dem Niveau des Stromes, mithin 8 m am 2ten April, bei sehr niedrigem Stande des Flusses. Auf dieser Uferterrasse steht ein verfallenes Haus, in dem ein 1877 errichteter Posten sich befand, welcher indessen vor etwa einem Jahre wieder verlassen wurde, weil der Wohnort zu häufig Ueber-

schwemmungen ausgesetzt war, und sich jetzt in Boschland befindet. Mein Reisebegleiter, Herr Benjamins, sah einmal das erwähnte Gebäude bis zum Dachrande unter Wasser stehen und rettete, mit einem Dampfschiffe über die Uferterrasse fahrend, die Bewohner vom Boden. Die Höhe von der Erde bis zum Dachrande beträgt 2,5 m; das ergiebt also, zu den oben gefundenen Werthen hinzugezählt, eine Differenz von 10,5 m zwischen niedrigstem und höchstem Wasserstande bei Brokopondo. Nach einer Mittheilung, welche ich Herrn Baron van Heerdt tot Eversbergen, mit dem ich am 1^{ten} April in Bergendaal zusammentraf, verdanke, war daselbst im Monat Mai das Wasser 40 Fuss höher als zur Zeit unserer Anwesenheit; das würde also einer Differenz von etwa 12 m entsprechen, somit noch 1,5 m mehr als für Brokopondo sich ergab.

Sicherlich ist aber nicht in allen Theilen des Strombettes der Unterschied im Wasserstande der verschiedenen Jahreszeiten gleich gross; denn in Brokopondo sowohl wie in Bergendaal darf man quer zum Flusse streichende Bergrücken als Ursache des gewaltigen Anschwellens bezeichnen, da hinter diesen das Wasser aufgestaut wird und so ein seitliches Abfliessen, welches in anderen Theilen des Stromes wohl stattfinden kann, erschwert oder gar unmöglich gemacht wird. Namentlich bei Bergendaal ist dies sehr deutlich, da oberhalb des Ortes der Fluss eine weite Strecke am südlichen Rande des Dioritgebirges hinfließt, durch das er erst an genanntem Punkte zwischen dem Blauen Berg und Pilatus durchzubrechen vermag. Es ist deswegen auch sehr wohl im Einklange mit Obigem, wenn Roosevelt auf seiner Karte für den Unterschied im Wasserstande bei Victoria 7—9 m angiebt.

Das Aufstauen des Flusses durch die Wirkung der ins Aestuarium eindringenden Meereswelle bildet selbstredend einen zweiten Factor für das Anwachsen des Wassers, hinauf bis Brokopondo; in dem höheren Flussgebiete fällt derselbe aber weg, und ausserdem ist hier aus naheliegenden, anderen Ursachen nur ein geringeres Anwachsen zu erwarten. Einen gewissen Anhaltspunkt zur Schätzung des Unterschiedes im Wasserstande dieses Stromabschnittes liefern die Höhen, in denen die Buschnegerdörfer daselbst sich befinden, denn man darf annehmen, dass diese nicht überströmt werden. Umgekehrt werden die alluvialen Terrassen wohl unter Wasser gesetzt, so dass sie etwa den Minimalwerth der jährlichen Differenzen angeben dürften. An einzelnen Orten habe ich, wie oben bereits mitgetheilt, die in Rede stehenden Höhen gemessen; es lag Wakibassu 9 m über dem niedrigsten Wasserstande, Gansee 6 m, Langahuku 5 m, Kapua 8 m,

Toledo 7 m; die alluviale Uferterrasse war am Nieuw-Star-Kreek 5 m, bei Koffiekamp 7 m hoch. In den Ueberströmungen allein glaube ich auch die Ursache suchen zu müssen, weswegen die meisten Dörfer nicht unmittelbar am Flusse liegen; es kann nicht, wie ich sagen hörte, der Wunsch der Leute sein, sich durch abgelegene Wohnplätze zu verstecken, denn der Landungsplatz ist ohnehin stets deutlich genug wahrzunehmen, und ferner liegen die Wohnungen in der That unmittelbar am Ufer, sobald ein rascheres Ansteigen des Bodens dies gestattet.

Mittags langten wir in Brokopondo an, wo wir in einem verfallenen Holzgebäude ein Unterkommen fanden und Alles in denkbarst verfallendem Zustande antrafen, die Fluren der Wohnungen vom Wasser gehoben und zerrissen, die sogenannten Holzläuse (*Termes destructor de Geer* = *T. testaceus* L.) als Herren der Situation, einige Orangenbäume (*Citrus sinensis*) und Dracaenen sowie Limonen (*Citrus limonum*) als Ueberreste der einstmaligen Gartenanlagen. Indessen ist der Punkt durch eine schöne Lage am Flusse ausgezeichnet, und aus unmittelbarer Nähe fällt der Blick auf eine Reihe niedriger Bergkuppen, welche nahe ans rechte Ufer des Stromes herantreten.

13 April. Wir hatten schon am gestrigen Nachmittage eine kleine Wanderung bis auf die Höhe des benachbarten Gebirges gemacht, heute unternahmen wir einen grösseren Ausflug zu einer Goldwäscherei, wobei der erwähnte Weg nochmals zurückgelegt werden musste; deswegen übergang ich ihn bei der Beschreibung des 12 April.

Die sonnige Uferterrasse mit ihren prächtig blühenden *Passifloren*, an denen Surinam so reich ist, ihren zahlreichen, bunten Schmetterlingen, ihrem lieblichen, den Morgen begrüssenden Vogelgezwitscher und dem lachenden, frischen Grün lag kaum hinter uns, als uns auch schon das Dämmerlicht des Hochwaldes, in dem der Tag sich seinem Ende zuzuneigen schien, umfing. Ein grösserer Gegensatz ist kaum denkbar, als dieser plötzliche Wechsel, wenn man vom Flusse herkommend ein wenig tiefer in die Waldung eindringt. Statt der grellen Sonne nur hin und wieder ein verstohlen durchfallender Strahl, statt des dichten Grünes graue himmelanstrebende Bäume, umschlungen und verbunden durch unzählige Lianen, welche bald Schlangen gleich sich um die Stämme winden, bald in weiten Bögen, unregelmässigen Krümmungen, Schrauben ähnlichen Windungen und anderen abenteuerlichen Formen sich dem Auge darbieten. Die grösseren Bäume mit zahlreichen, radial gestellten, seitlichen Stützplanken versehen, welche tiefe Nischen zwischen sich lassen und sich am

Boden mit den tafelförmigen, weit hinkriechenden Wurzeln vereinigen. Luftwurzeln hängen in grosser Zahl und von erstaunlicher Länge überall herab, am unteren Ende künstlich geformten Quasten gleichend. Gefallene Bäume in allen Stadien der Verwesung liegen am Boden, zum Theil zernagt von Termiten, so dass sie beim Anstossen morsch zusammenfallen, und fast alle mit zahlreichen Parasiten, *Orchideen*, *Bromelien*, *Philodendren* und anderen, bewachsen. Würgende *Ficus*-Stämme umfliessen mit ihren amoebenartigen Verzweigungen ihr Opfer, dürre Blätter und Fruchtschalen bedecken den Boden. Alles athmet Leben und Verwesung zugleich, und man kann an solcher Stätte dem Tode nicht gram sein. Tod existirt hier nur auf einen Moment für das Einzelwesen, um sofort in veränderter Gestalt zum Leben zu erwachen. Aus dem von Modergeruch geschwängerten Boden erhebt unaufhörlich ein frischer, neuer Trieb; wohin man blickt, spriessen junge Pflanzen hervor, aber wenige nur vermögen das sonnige Tageslicht hoch oben zu erreichen, um begünstigt vor ihren Genossen dort ihre Blüthen entfalten zu können.

Das Laubdach ist so weit hinaufgerückt, dass man es suchen muss, und so manche Stamm- und Zweigformen schieben sich zwischen dasselbe und den am Boden stehenden Beobachter ein, dass man vom Grüne nur wenig wahrnimmt. Dabei erzeugen die gewaltig hohen Stämme, durch die man weit hindurchzublicken meint, trotzdem im Anfange den Eindruck, als wäre der Wald nicht sehr dicht und als wäre es ziemlich mühelos sich einen Weg hindurchzubahnen; aber bald wird man eines Besseren belehrt, denn der falsche Eindruck ist nur durch die colossale Höhe der grösseren Bäume gegenüber dem Unterholze erweckt worden, und anfangs fehlt Einem jeder Maasstab zum Vergleich. Wohin man sich wendet, versperren Lianen und Gestrüpp den Weg, so dass man sich rathlos wie im Netze gefangen sieht, wenn nicht mit Hülfe des Hackmessers die Bahn geöffnet werden kann.

Palmen und Farne bilden das Unterholz; Erstere fast stets mit Moos dicht bedeckt, denn Alles ist feucht und der Entwicklung dieser Pflanzen günstig. Wir sahen hier verschiedene Maripa-Palmen, darunter Eine, welche die „indianische“ genannt wurde, andere wurden mir von den Eingeborenen als „Bugru- Maká-Palme“ (*Bactris*), als „Paramaká-Palme“ (*Bactris paraënsis?*) und als „Tass-Palme“ (*Geonema multiflora*, nur reichlich 2 m hoch) bezeichnet. Unter den zahlreichen Farren kamen auch einzelne, niedrige Baumfarren vor. Unter den Lianen fällt besonders die sogenannte „Sekrepátu-Trappu“ (= Schildpadtrap = Schildkrötentreppe = *Bauhinia Outimouta*) auf, welche bandförmige,

mehr als Hand breite Aeste besitzt, die tiefe, rundliche Eindrücke der Art haben, dass sie sich abwechselnd nach der Einen und dann wieder nach der anderen Seite wenden und so eine an eine Treppe erinnernde Form hervorbringen. Dieser Eigenthümlichkeit verdankt auch die Pflanze ihren Namen. Eine andere Liane enthält ein purgirendes Wasser („waterliaan“) in solchen Mengen, dass es beim Anschneiden des Stammes langsam ausfliesst und getrunken werden kann. Wo das Licht nicht gar zu spärlich war, wuchsen zahlreiche mannshohe Pflanzen, welche der Gruppe der *Amaryllideen* angehören und durch ihre rothen Blattscheiden die Blüthen ersetzen zu wollen schienen; ferner *Solanaceen* mit grossen, blauen Blüthentrauben und Sträucher aus der Familie der *Sterculiaceen* mit kleinen, rothen Blumen.

Aber das üppige Blüthenleben des Waldsaumes ist verschwunden; es hat sich auf die Höhe des Blätterdaches zurückgezogen und mit ihm das thierische Leben, welches so weit entfernt ist, dass man selten einen Laut von ihm vernimmt. Wenn und wieviel hört man einen eintönigen, klagenden Ruf, welcher einer Taube eigen sein soll; ein anderer Vogel liess alle 4—5 Secunden ein helltönendes g hören, ein unglaublich melancholisch klingender Ruf; daneben bisweilen das Krächzen des Aras, aber sonst ist fast stets Alles still.

Ueber den Boden huschen Fledermäusen gleich grau gefärbte Schmetterlinge, und so zahlreich die Beispiele der *Mimicry* sind, denen wir unter Schmetterlingen, Käfern und namentlich unter *Hyla*-Arten¹ auf unserer Reise begegneten, niemals sah ich ein so auffälliges wie das von Einem der Schmetterlinge im Dämmerlichte des Hochwaldes gebotene. Ungezählte Male bemerkte ich eine graubraun gefärbte Art über den welken Blättern am Boden fliegend, achtete genau auf den Ort, an welchem das Thier sich niedergelassen, und befand mich oft in so unmittelbarer Nähe desselben, dass der Schmetterling aufflog, sobald ich mit der Hand über den Boden hinfuhr; ihn sitzend zu sehen ist mir aber niemals trotz aller Aufmerksamkeit gelungen und so konnte ich ihn auch nicht fangen. Mattblaue und graue Farben herrschten bei allen Schmetterlingen vor, denen wir im

¹ *Hyla*-Arten sahen wir in grosser Zahl, namentlich auf den Klippen und Inseln im Flusse; aber das Auge musste sich erst gewöhnen, sie zu sehen; so sehr ahmten sie die Färbung des Strauches oder des Mooses nach, auf dem sie sassen. Graue, hellgrün gefleckte Arten sassen vielfach zwischen den Aesten, dort wo sich diese verzweigen und glichen mit eingezogenen Beinen auffallend einer Moospflanze; andere waren dunkelbraun und hielten sich auf gleichgefärbten Moose am Boden auf.

Urwalde begegneten¹; findet sich in ihm aber nur eine kleine Lücke, so steigt mit den Sonnenstrahlen und dem Grüne des Waldrandes auch sofort der bunte Tagfalter in den Wald hinab.

Vier Stunden lang führte uns der Weg über Berg und Thal, über Bäche und Rinnsale durch den Urwald. Keiner von uns hatte ihn jemals betreten, aber wir konnten nicht irren, da die Wälder des Binnenlandes nur dort zu passiren sind, wo die ausgekappten Wege das Gehen gestatten und solcher giebt es selbstredend nicht mehrere; man braucht also keine Wahl zu treffen. Nun denke man sich aber nicht, dass ein derartiges Communicationsmittel, welches nur geschaffen ist, um von der Goldwäscherei aus die Verbindung mit dem Flusse zu unterhalten, bequem zu begehen wäre. Wird es doch kaum von Anderen als von den Negern betreten, die ihre Waaren (Geräthe, Kleidung und dergleichen) auf dem Kopfe tagelang durch die Wälder zu tragen vermögen, ohne auch nur an Ermüdung zu denken und denen es nicht in den Sinn kommt, dass ein Weg noch anderen Anforderungen zu genügen habe, als derjenigen, dem Oberkörper freie Bewegung zu gestatten. Das Gestrüpp ist meistens nur bis zur Höhe des Mittelkörpers weggeschnitten, und lange Strecken legt man zurück, welche durch die spiessartig hervorstehenden Fussenden von niedrigen Pflanzen führen; dabei wird der Weg unaufhörlich von Baumstämmen jeder Art und Grösse versperrt, so dass mindestens alle 50—100 Schritt ein derartiges Hinderniss sich zeigt. Ueber Alles das klettert der Neger ruhig hinweg, ohne es auch nur zu bemerken, und eben so sicher schreitet er auf glatten Baumstämmen über Bäche und Wasserrinnen, welche bis zum Rande gefüllt sind. Dem Europäer fällt aber eine solche ungewohnte Passage sehr schwer und ermattet langten wir bei der Goldwäscherei an, zweifelnd ob es uns gelingen würde, noch an demselben Tage nach Brokopondo zurückzukehren, denn wir waren zum Theil nicht nur durch die Anstrengungen des Marsches, sondern auch durch Fieber sehr angegriffen.

In einer Niederung standen auf feuchtem Lehm Boden ein paar geräumige Hütten, ähnlich den Kochhütten der Buschneger gebaut, aber weit grösser und mit primitiven Tischen und Banken zum Sitzen versehen. Wenige Hausgeräte, Kisten und Kasten mit Lebensmitteln, Hängematten und dergleichen mehr bildeten ihre Ausstattung. Es waren die Wohnungen der Goldgräber, welche hier tief im Walde ein einsames und an Entbehrungen reiches Leben führten. Vier Arbeiter

¹ Ich sah hier unter anderen *Bia actorion* L. und *Cremna ceneus* Cram.

und ein Aufseher waren anwesend, Letzterer ein hellfarbiger Mischling, die Arbeiter in Lumpen gekleidete Neger, welche diese einsame, aufreibende Arbeit des Goldwaschens dem bequemerem, an die Sklavenszeit erinnernden Broderwerbe auf den Plantagen vorzogen.

Die Gewinnung des Goldes geschieht in sehr einfacher Weise. Die zu waschende Erde wird in einen geräumigen, vierseitigen Trog gebracht, durch einen Mann, welcher sie neben dem Behälter ausgräbt. Der Trog ruht auf Querbalken und ist hinten mit einer hölzernen Gosse verbunden, welche aus einem benachbarten Graben oder Tümpel das Wasser anführt; vorne ist er schräg abgestutzt und hier unten mit einem Sieb versehen. In dem Troge steht ein Mann mit einer Schippe, um die hineingeschaffte Erde durchzuarbeiten und dabei gleichzeitig die gröberen Steine auszulesen; auf einer Planke, welche sich seitlich vor dem Behälter befindet, steht ein zweiter Arbeiter, um die Erde, welche der Erstere oberflächlich zerkleinert hat, noch weiter zu feinem Schlamm zu zerdrücken. Letzterer wird vom Wasser durch das Sieb fortgeschwemmt und fließt mit jenem zunächst in einen schmalen, ebenfalls oben durch ein Sieb geschlossenen Kasten, welcher sich quer vor die Stirn des Troges legt und mit Quecksilber gefüllt ist. In diesem Kasten wird fast alles Gold als Amalgam aufgefangen. Darauf strömt das Wasser sammt dem Schlamm durch eine Gosse, welche am hinteren Ende die Breite des Troges und des letzterwähnten Kastens hat, nach vorne zu sich aber rasch verjüngt und hier in eine andere, schmale Abfuhrgosse mündet. Beide sind an ihrem Boden mit runden Ausschnitten versehen, um das Gold, welches noch nicht durch das Quecksilber zurückgehalten wurde, aufzufangen, und diese einfache Einrichtung ist so zweckentsprechend, dass in der Erde, welche sich vor den Abfuhrinnen ansammelt, kaum je noch eine nennenswerthe Spur von Gold angetroffen wird. Ist die Zufuhr von Wasser durch die Röhre am hinteren Ende des Troges ungenügend, so ist noch ein vierter Arbeiter behülflich, mittelst eines Kübels mehr in den Behälter, in dem die Erde gewaschen wird, hineinzuschaffen.

Das alluviale Gold befand sich bei Brokopondo in einer an Quarziten und verwitterten Gesteinsbrocken (Diorit?) reichen Geröllschicht von etwas mehr als 1 m Mächtigkeit, deren Hangendes sowohl wie Liegendes von Lehm gebildet war, und zwar besass der Letztere im Hangenden annähernd $\frac{1}{2}$ —1 m Mächtigkeit und wurde darauf durch eine Humusdecke von wechselnder Dicke überlagert. An anderen Orten wechseln goldführende Gerölle und Lehme mehrfach mit einander ab.

14 April. Der heutige Tag fand uns Alle mehr oder minder krank

auf dem Wege von Brokopondo nach Bergendaal. Einer unserer Ruderer, ein Schwarzer, musste wegen starken Fiebers nach Paramaribo geschickt werden. Die übrige Gesellschaft pflegte am Nachmittage im Hause des Missionärs der Ruhe, während das Boot entladen am Strande lag, um von seinen bedenklichen, auf der Reise erhaltenen Schäden geheilt zu werden. Die Ruhe, Chinin und das frugale Abend brod, das wir so lange entbehrt hatten (denn selbst unsere Cakes waren wegen zu grossen Reichthums an Würmern in der letzten Zeit nicht mehr zu geniessen) restaurirten uns bald so weit, dass wir am folgenden Morgen unsere Fahrt wieder aufnehmen konnten.

15 *April*. Nachdem in der Frühe die Schule von Bergendaal inspirirt worden war, etwa mit demselben Resultate wie in Gansee, setzten wir um 11 Uhr unseren Weg nach Phaendra fort. Hatten wir auf der gestrigen Reise noch stets den Einfluss des Regenfalls auf den Stand des Flusses bemerken können (denn zwischen Brokopondo und Bergendaal war kaum noch eine Klippe entblösst), so war dies weiter unterhalb nicht mehr der Fall. Der Tafelrots und die Klippen von Phaendra ragten nämlich genau so weit über dem Wasser hervor, wie sie es bei unserer Hinfahrt auch gethan; der Einfluss von Ebbe und Fluth ist in diesem Theil des Strombettes offenbar schon zu gross, als dass kurze Zeit andauernde Regengüsse den Stand des Wassers wesentlich verändern könnten.

16 *April*. Bei unserer Weiterreise von Phaendra aus fanden wir zunächst noch Gelegenheit eine Anzahl von Klippen im Flusse zu untersuchen, welche wir bei der Hinfahrt nur oberflächlich gesehen hatten. Die letzten derselben kommen bei Worsteling-Jakobs vor. Hier liegt ausserdem am linken Flussufer, gegenüber der kleinen dort befindlichen Insel, im Walde noch eine Reihe von Blöcken, die man nach kaum halbstündiger Wanderung durch ein sumpfiges, bei hohem Wasserstande überschwemmtes Terrain erreicht. Hakenförmig hervorstehende Wurzeln von Mangrovesträuchern erschweren die Wanderung nicht wenig; aber die Mühe wird reichlich durch den Anblick belohnt, den die Steine darbieten. Es sind vier grössere und zahlreiche kleinere Blöcke, deren bedeutendster etwa 10 m lang und 5 m hoch ist und welche in dem flachen, sumpfigen Boden gleich erratischen Gesteinen in unserem Diluvium dazuliegen scheinen. Indessen kann es keinem Zweifel unterworfen sein, dass sie sich auf primärer Lagerstätte befinden und die Ueberreste einer früher zusammenhängenden Partie darstellen, die sich in Verbindung mit demjenigen Massive befunden haben dürfte, welches auch den Untergrund des Stromes zwischen Phaendra und Worsteling-Jakobs bildet.

Die dicht mit Moos und zahlreichen Parasiten bewachsenen Blöcke, umschlungen von Lianen, waren in früherer Zeit der Gegenstand heidnischer Verehrung von Seiten der Sklaven von Worsteling-Jakobs. Dem grossen Steine brachte man Thieropfer, Eier, Flaschen mit Bier und Brantwein, in gleicher Weise wie dies noch heut bei dem Cottontree geschieht, und als die Plantage abgebrochen wurde und die Neger fortzogen, gaben die Letzteren Jeder ein Silberstück, welches in ein kupfernes Gefäss gethan und am Steine begraben wurde. Ein Ungläubiger stahl den Schatz nach dem Abzuge der Spender. Flaschenreste sahen auch wir noch an der Basis des Blockes liegen, indessen soll der Platz früher ein ganz anderes Aussehen gehabt haben, da die Schwarzen ihn stets vom Pflanzenwuchse frei hielten.

Unterhalb Worsteling-Jakobs fehlen zwar im Flusse alle Klippen, aber am Ufer der Jodensavanna sieht man bei sehr niedrigem Wasserstande doch abermals anstehenden Fels entblösst. Wir trafen dies glücklicherweise an und konnten so mit Sicherheit erkennen, dass die Hügel an genanntem Punkte keineswegs diluvialen Ursprungs sind, wie öfter behauptet worden ist.

Vorbei an dem Posten Gelderland, von dessen früherer Existenz nur noch ein paar Pfähle und das Bruchstück eines Flaggenstockes am Ufer, sowie eine Allee von Mangobäumen Zeugniß ablegen, fuhren wir zum Landungsplatze einer Ansiedelung von caräibischen Indianern, welche gegenüber Ayo auf einer kleinen, die Fortsetzung der Jodensavanna bildenden Erhebung wohnen. Man theilte mir mit, dass die Indianer stets sandigen Boden zum Wohnsitze wählen.

Wir trafen hier nur eine einzige, grössere Familie an, welche sich von allen übrigen Stammesgenossen isolirt hatte, eine Erscheinung, die bekanntlich keineswegs zu den Ausnahmen gehört, denn in der Regel sind alle Indianerdörfer Surinams nur von einer geringen Zahl von Familien bewohnt. Ihre geräumigen, hohen Hütten waren mit gewölbten Dächern bedeckt, welche aus den Bananen ähnlichen Blättern einer *Heliconia* hergestellt werden. Die Dächer sind von drei Längsreihen von Pfählen, Einer mittleren und zwei seitlichen, getragen, und diese Stützen sind unter einander durch Querstöcke nach Art der offenen Hütten der Buschneger verbunden; Seitenwände fehlen der Wohnung ganz, während die sauber abgeschälten Pfähle und die glatten, regelmässig angeordneten Blätter des Daches ihr ein sehr reinliches und anmuthiges Aeussere verleihen.

Die Ausstattung der vier Hütten, die wir hier sahen, bestand der Hauptsache nach in Hängematten, welche die Caräiben von

Kattun verfertigen, einigen Sitzbänken, Kochgeräthschaften und Schläuchen zur Bereitung von Cassave. Pfeil und Bogen, Ruder und dergleichen standen in bunter Unordnung umher; ausserdem fand sich daselbst eine grosse Reihe von Pagalen und Wasserkrügen, welcher beider Herstellung das Haupterwerbsmittel der Caraïben bildet. Die Pagale sind grosse, vierseitige Körbe, etwa 40 cm hoch, 45 cm lang und 36 cm breit, und mit einem gleichen Deckel versehen, dessen Rand völlig über den Korb selbst hinübergreift. Sie sind so kunstvoll dicht geflochten, dass kein Regen hindurchdringt, und deswegen in der ganzen Kolonie sowohl von Weissen als Negern, die Buschneger eingeschlossen, als Transportmittel für Wäsche und andere leichte Gegenstände sehr gesucht. Mit ihrer Anfertigung beschäftigen sich die Männer, welche daneben noch verschiedene andere Korbgeflechte herstellen und alle mit schönen, nicht selten an alte griechische Verzierungen auffallend erinnernden Figuren zu versehen wissen. Die Frauen bereiten die Krüge, indem sie einen blauen Thon in wurstförmige Streifen rollen und diese der Reihe nach übereinander legen, mit einander durch Kneten verbinden und sie dann glätten. Dadurch sind sie im Stande eine Form von so grosser Regelmässigkeit herzustellen, als ob das Gefäss vom Töpfer gedreht worden wäre.

Was ich im Uebrigen von der täglichen Lebensweise dieser Caraïben, Jagd, Fischfang, Bau der Koriale, Bestellung des Ackers u. s. w., in Erfahrung bringen konnte, stimmt durchaus mit dem oben von den Buschnegern Mitgetheilten überein. Erwähnenswerth ist indessen, dass die Frauen alle Lasten auf dem Rücken mittelst eines um die Stirn gelegten Bandes tragen, Körbe sowohl, wie grosse Krüge, in denen sie das Wasser aus dem Flusse schöpfen.

Alle Caraïben sind Heiden; Bekehrungsversuche, die man wiederholt gemacht hat, sind nutzlos gewesen; zwar giebt es unter ihnen solche, welche dem katholischen Glauben einmal der Form nach beigetreten sind, aber dieser Beitritt ist durchaus ohne Einfluss auf sie geblieben.

Die Kleidung besteht bei Männern und Frauen lediglich aus einem Lendentuche (*camisa*), welches sie in gleicher Weise wie die Männer unter den Buschnegern anlegen; aber diese Tücher sind nie bunt, sondern einfach dunkelblau und reichen nicht selten bis zum Knie hernieder. Die Frauen tragen ausserdem über dem Enkel und unter dem Knie mehrere Zoll breite, baumwollene Bänder, welche diese Theile der Beine stark zusammenschnüren und die Waden unförmlich

hervortreten lassen. Hierin sehen die Caraïbinnen eine grosse Schönheit, und deswegen werden die Bänder schon kleinen Kindern angelegt; man sagt übrigens, dass die Tracht auch das Gehen erleichtere, und andere behaupten, sie sei ein Mittel gegen die Elephantiasis. Verheirathete Frauen stecken ferner in ihre Unterlippe eine scharfe Nadel, welche zur Verhütung des Ehebruchs dienen soll; endlich tragen die Frauen in der Regel in den Ohren Körke, um Oeffnungen für Ohringe zu behalten. Ihren Hals schmücken beide Geschlechter gerne mit einer grösseren Anzahl von Schnüren, welche zum Theil mit Perlen versehen sind, am meisten aber mit Zähnen des Pekari in regelmässigen Abständen und in grosser Zahl behangen werden und einen schönen, sehr charakteristischen Schmuck bilden; einzelne tragen auch Ringe über den Enkeln und am Unterarme.

Tätowirung sieht man bei den Caraïben gewöhnlich nicht; man behauptete sogar, dass sie niemals vorkomme; dagegen lernte ich selbst an dem gegenüber Ayo gelegenen indianischen Wohnsitze einen Mann kennen, welcher tätowirt war. Derselbe trug einige blaue Zeichnungen, darunter einen Stern, am linken Unterarme; zeichnete sich aber auch durch die auffallende Eigenschaft eines stutzerhaften, dunklen Schnurrbartes aus, den sich die Indianer sonst bekanntlich gleich jedem anderen Bartwuchse auszupfen, und dürfte somit wohl in jeder Beziehung als eine Abweichung von der Regel angesehen werden. Beine und Schläfen färben die Caraïben sich mittelst Rukú (*Bixa orellana*) roth.

In Einer der Hütten, welche wir besuchten, lag eine alte, schwerkranke Frau in ihrer Hängematte, unter der, wie stets beim Indianer, ein kleines Feuer brannte. Ausser einem kleinen Mädchen, welches ab und zulief, schien Niemand sich um sie zu kümmern, und man sagte mir, dass dies gewöhnlich das Loos aller Kranken sei.

Waren die älteren Leute ungemein still und zurückhaltend, so sind die Kinder doch von einer Fröhlichkeit und Ausgelassenheit, wie sie nicht grösser bei unseren Kleinen sein kann, so dass ich von diesem Gegensatze sehr getroffen wurde. Ich hatte einmal Gelegenheit lange Zeit hindurch am Landungsplatze des Dorfes dem Spielen zweier etwa 10 und 12jährigen Mädchen zuzusehen, welche sich im Wasser zu haschen suchten und dabei die grösste Tollheit mit der unglaublichesten Geschicklichkeit im Tauchen und Schwimmen verbanden. Die Kinder waren gekommen, Wasser zu schöpfen, denn schon früh nehmen die Mädchen an allen häuslichen Arbeiten Theil.

Neben ihrer eigenen Sprache verstehen die Indianer in Folge ihres

beständigen Verkehrs mit den Schwarzen auch das Negerenglische. Dieser Umgang ist ihnen aber sehr verderblich geworden, verderblicher noch als derjenige mit den Weissen, von denen sie die Untugend des Branntweintrinkens angenommen haben. Denn eine grosse Zahl von Rothhäuten befindet sich geradezu in einem Leibeigenschafts-Verhältnisse zu den Negern. Letztere wissen nämlich eine Verlegenheit, in der sich der Indianer befindet, oder ein ihn anwandelndes Gelüste nach Branntwein der Art auszunutzen, dass sie als Bezahlung für irgend eine Lieferung vom Schuldner eine bestimmte Arbeitsleistung annehmen. Sorglos geht der Indianer hierauf ein und manchmal ist er so tief verschuldet, dass alle Zeit seinem Gläubiger gehört, während er es niemals wagt, seine einmal eingegangene Verpflichtung zu vernachlässigen.

Unsere Absicht, bei den Caraïben zu übernachten, um auf diese Weise mehr über ihre Eigenthümlichkeiten zu erfahren, als ich oben in den wenigen Zeilen berichtet habe, musste leider aufgegeben werden, da Ein Mitglied unserer Gesellschaft so schwer krank war, dass der Landungsplatz uns zu unbequem für dasselbe zu sein schien. Wir brachen deshalb bald wieder auf, suchten vergeblich in Ayo ein Unterkommen zu finden und waren endlich genöthigt, uns nach dem an Leprosen reichen Orte Carolina zu begeben, welcher ein wenig weiter abwärts, ebenfalls am linken Ufer des Stromes, gelegen ist.

17 *April*. Unser Fieberkranke, bei dem trotz Chinin die Temperatur nicht in der gewünschten Weise abnehmen wollte, wurde zunächst im Fischerboote zur Stadt geschickt, begleitet von einem anderen Mitgliede unserer Reisegesellschaft und von unseren Ruderern; Herr Benjamins und ich blieben allein in Carolina zurück, um von dort noch den Kassipurakreek und die an seinem Ufer gelegenen Savannen zu besuchen. Man hatte mir gesagt, dass an genanntem Bache ein Kalkstein vorkomme, vermuthlich ein phosphathaltiger, und da ich im ganzen Stromgebiete des Surinam bis jetzt kein Sediment gefunden, so musste dieser Gegenstand mein höchstes Interesse erregen.

So bestiegen wir denn wieder ein kleines Korial und fuhren mit einem auf Carolina ansässigen Manne, der die in Rede stehenden Schichten genau zu kennen vorgab, stromaufwärts und bald hinein in die Mündung des kleinen Nebenflusses. Ich wurde hier durch den Charakter der Landschaft lebhaft an die obere Para erinnert, zu der ich in den ersten Tagen des Jahres in Begleitung des Gouverneurs, meiner Reisegenossen von Curaçao und einer grösseren Zahl von Freunden und Bekannten einen interessanten Ausflug gemacht

hatte. So herrlich mir damals die Scenerie erschien, so lieblich fand ich sie auch heute am Kassipura; aber grossartig ist sie nicht, denn im Vergleiche zu den Wäldern des höheren Binnenlandes erscheinen diejenigen des unteren Surinam zwerghaft klein. Palmen, welche gleich den Pallisadenpalmen sich im oberen Stromgebiete nur schüchtern am Waldsaume unter die Lianen durchdrängen und mit vielen anderen, ansehnlichen Bäumen das Unterholz des eigentlichen Hochwaldes bilden, ragen hier hoch empor und tragen nicht selten ihre Köpfe höher als alle umgebenden Pflanzen. Schon unterhalb Gansee nehmen die Wälder merklich an Bedeutung ab und unterhalb Bergendaal giebt es am Strome manche niedrige Partien, die ich kaum für ansehnlicher als einen europäischen Hochwald halten kann; bei der Jodensavanna schwinden dann auch noch die mächtigen Draperieen von Winden und die Blumenfülle, und der Wald dieser ganzen, niedrigen Gegend entbehrt mit ihnen und der grossartigen Höhe diejenigen Merkmale, welche für den Beschauer das Eigenthümlichste und Anziehendste des tropischen Urwaldes sind.

Der Kassipura verengt sich oberhalb des Simonkreeks, eines kleinen linken Nebenflüsschens so sehr, dass wir fast stets im Schatten fuhren und Mühe hatten, den auf überhängenden Baumstämmen angesiedelten Wespen ¹ auszuweichen. Das dichte Gehölz, welches so nahe zusammentritt, dass man den Fluss nur auf sehr geringe Strecken übersehen kann, und kleine aus Mokko-Mokko, Farren und Gräsern gebildete Inselchen trugen nicht wenig dazu bei, die Landschaft anmuthig zu gestalten, während prächtige blaue *Morpho*-Arten in grosser Anzahl umherflogen und den Mangel an Blumen an diesem Orte ersetzen zu wollen schienen ².

Eine Strecke oberhalb des Simonkreeks stiegen wir am linken Ufer aus und gelangten nach einer Wanderung von etwa 10 Minuten und unter beständigem, aber sehr allmähligem Ansteigen auf eine Savanne, die plötzlich an Stelle des üppigen Waldes tritt und durch ihren ärm-

¹ Obwohl dieser Kreek regelmässig befahren wird, so macht man doch keinen Versuch die Wespennester zu vernichten, da sich die Thiere stets wieder am alten Orte ansiedeln. Stösst man aber an einen Baum, auf dem sich ein Nest befindet, so fallen die Wespen Einen an.

² Im unteren Stromgebiete sah ich die schwarze, grün gebänderte *Urania leilus* L. oft in grossen Scharen, wohl bis zu funfzig, umherfliegen; auch *Papilio lysander* Cram. fiel mir oft durch seine prächtige Färbung auf. Abends bemerkte man auf sumpfigem Boden am Ufer unzählbare Mengen der zierlichen *Deiopia ornatix* F. und die grossen Individuen des *Attacus hesperus* L. schwärmten daselbst Fledermäusen gleich umher.

lichen, spärlichen Pflanzenwuchs in dieser Umgebung einen höchst auffallenden Eindruck hervorruft. Ausgedehnte, von hohem Grase bedeckte Flächen wechseln mit blendend weissem Sande, auf dem das Gras nur in einzelnen Büscheln steht, gleichwie in unseren Dünen ab. Dazwischen glaubt man auf den ersten Blick Pflanzenformen wahrzunehmen, welche mit den Gewächsen des sandigen Diluviums übereinstimmen, denn dieselbe magere, krüppelige Flora tritt uns hier auch in Mitten der tropischen Natur entgegen. Etwa 5 m hohe Exemplare von Cachou (*Anacardium occidentale*) ersetzen unsere unvollkommen ausgebildeten Eichen der Haiden und nur die Awarrápalmen erreichen eine ansehnlichere Grösse. Ueberall stehen thurmformige, etwa $\frac{1}{2}$ m hohe Bauten von Termiten, welche den Sand als Baumaterial benutzt haben, umher und Wespenester hängen in grosser Zahl an den Sträuchern, so dass man oft zu weiten Umwegen geöthigt wird, um ihnen auszuweichen.

Nach einem Marsche von etwa $\frac{3}{4}$ Stunden, welcher sich in der Mittagshitze und unter dem Einflusse des Fiebers auf diesem blendend weissen Boden zu einer wahren Strapaze gestaltete, langten wir am Ziele unserer Reise an; aber statt der versprochenen Kalkbänke sahen wir nichts Anderes als einige Kieselsteine in einem kleinen Bache, so dass der Ausflug völlig resultatlos in geologischer Hinsicht verlief. Der Mann, welcher uns führen sollte, wusste selbst nicht Bescheid.

Wir kehrten auf demselben Wege zum Waldesrande zurück und trafen dort eine Anzahl von Frauen des Arowakkenstammes, welche für kurze Zeit sich hier niedergelassen hatten, um ihre Pflanzungen, die weit von den Wohnplätzen entfernt liegen, zu bestellen. Es waren nur Frauen zugegen, da sich die Männer auch bei den Indianern nicht mit Ackerbau beschäftigen, sondern sich darauf beschränken, den Wald für das zu bebauende Feld oberflächlich auszu-roden.

Die Leute wohnten in Hütten, welche in jeder Beziehung den offenen Kochhütten der Buschneger gleichen, so dass ich anfangs glaubte, sie seien von solchen ursprünglich gebaut und jetzt zeitweilig von den Indianern in Besitz genommen worden; nicht nur Form und Grösse war die gleiche wie bei den Negern, sondern auch die Bedeckung, welche abweichend von den Dächern der caraibischen Hütten aus Blättern der Pina-Palme (*Euterpe*) hergestellt war. Auch an ihren festen Wohnplätzen benutzen die Arowakken das gleiche Material zum Bauen der Häuser, deren Form übrigens daselbst mit derjenigen der Wohnungen der Caraïben übereinstimmt.

Die Bekleidung der Frauen war ein gewöhnlicher Weiberrock, den sie schräg über Eine Schulter geworfen hatten, ebenso wie die Buschneger ihre Tücher umzuhängen pflegen, so dass beide Arme frei bleiben; früher war dieselbe ganz abweichend und bestand sie nur in einem sehr kleinen, viereckigen Schurze von Glasperlen, so wie ihn Benoit abgebildet hat ¹. Weder die Bänder an Knien und Enkeln noch die Nadeln im Munde werden von den Arowakkinnen angelegt; auch durchbohren sie ihre Ohren nicht. Die Männer tragen eine breite, den Leib rund umschliessende Camisa.

Während die Arowakken sich nicht mit Rukú (*Bixa orellana*) beschmieren, haben sie dagegen die Gewohnheit sich über den Augenbrauen und neben den Mundwinkeln blau zu tätowiren. Gleich den Caraïben beschäftigen sie sich mit der Anfertigung von Korbflechtwerken, besonders Pagalen, aber Kühlkaraffen wissen sie nicht zu bereiten; ihre Hängematten verfertigen sie aus einem Taue, welches sie von jungen Palmbblättern herstellen, nicht aus Kattun.

Nach kurzem Aufenthalte kehrten wir zum Kassipura und längs ihm im Koriale zum Hauptstrome zurück. Von dort aus brachten wir noch der Jodensavanna, deren verlassene Grabsteine bereits öfter beschrieben worden sind, einen Besuch und trafen Nachmittags wieder in Carolina ein. —

Carolina ist als Heilstation für Leute, welche von Schlangen gebissen sind, gleich Phaëdra bekannt, woselbst diese Kunst von dem Neger Rigot ausgeübt wird. Viel ist darüber gestritten worden, ob es ein Gegengift gegen Schlangenbiss, vor allem auch gegen den von der Klapperschlange herrührenden, gäbe, und es dürfte daher nützlich sein, hier Folgendes zu berichten:

Am 1^{sten} Februar des Jahres hatte ein Indianer auf Aruba für uns eine Klapperschlange gefangen, während wir kurz vorher ein anderes Exemplar von Herrn Evertz daselbst erhalten hatten. Beide Schlangen wurden in einem mit Drahtgitter versehenen Kasten bewahrt und nicht gefüttert. Am 28^{sten} März desselben Jahres, also zwei Monate nachher, wagte es ein hellgefärbter Mischling in Paramaribo, Eine der Schlangen aus dem Kasten zu nehmen, und das wüthende Thier, welches sicherlich reichlich Zeit zur Ansammlung von Gift gehabt hatte, biss den Mann in die Hand, so dass Blut heraustrat. Ich habe die Blutung selbst gesehen, und der Biss ist in Gegenwart der Angesehensten Einwohner Paramaribo's um 12 Uhr Mittags ausgeführt

¹ 1. c. tab. 36. Die links stehende Figur von No. 75.

worden. Schon nach 10 Minuten begann die Hand zu schwellen und Abends war die Anschwellung bedeutend gewachsen, die Zunge wurde dick, der Mann brach dunkles Blut und war während der ganzen Nacht sehr unruhig. Am 29^{sten} März war die Schwellung der Hand minder stark, dagegen war der Oberarm sehr verdickt, die Zunge noch gleich dick und das Erbrechen des Blutes stellte sich ebenfalls wieder ein, doch war der Patient ruhiger. Am 30^{sten} März klagte derselbe Morgens über Schmerzen im Leibe; dann konnten wir ihn nicht weiter beobachten, da wir unsere Reise ins Binnenland antraten, überzeugt den Mann nicht mehr lebend zurückzufinden. Dagegen ist derselbe nach einigen Tagen wieder wie immer seiner Arbeit nachgegangen und hat keine üblen Folgen fernerhin von dem Bisse empfunden; er war, wie allgemein angenommen wurde, durch ein von ihm selbst bereitetes Gegengift gerettet worden. Wie man nun auch hierüber denken möge, so sind doch nur zwei Möglichkeiten vorhanden: entweder ist es nicht wahr, dass der Biss der Klapperschlange unter allen Umständen tödlich ist, oder es giebt ein Mittel dagegen, welches, so nicht alle, denn doch die schlimmsten Folgen des Schlangengiftes zu beseitigen vermag.

Der Gebissene hatte ein aus Pflanzenwurzeln bereitetes Praeparat benutzt, welches in mehrere, durch Einschnitte erzeugte Wunden schon vor Jahren eingepflegt worden war; als trotzdem nach dem Bisse die Hand zu schwellen begann, versah er sich mit einer Reihe neuer Einschnedungen und Einimpfungen, nahm dann ausserdem das Gegengift ein, behauptete aber, dass die alte Vorsichtsmaassregel nur deswegen nicht mehr von Kraft gewesen sei, weil sie schon vor etwa 10 Jahren angewandt sei. Ausserdem war der Mann krank, denn er hatte bei einem Unwohlseine in den Goldfeldern vor Kurzem reines Quecksilber als Arznei benutzt und fühlte sich seitdem nicht wohl. Sein Glaube, dass die Einimpfung als unfehlbares Praeservativ-Mittel von Werth sei, wenn der Körper nicht geschwächt wäre und die Operation in nicht zu langen Zwischenräumen wiederholt würde, liess sich nicht erschüttern, und so fest ist auch die übrige, gefärbte Bevölkerung von der Wirksamkeit des Gegengiftes überzeugt, dass der Bruder des Gebissenen sich zu demselben Experimente anbot, während Jener noch sehr krank war und von uns als rettungslos verloren angesehen wurde.

Auf Carolina und Phaedra benutzt man als Heilmittel die Blätter und Wurzeln von drei Kräutern, deren einheimische Namen auch einigen Weissen in Paramaribo bekannt sind und welche sich daher leicht würden bestimmen lassen. Ausserdem fügt man aber noch Köpfe

giftiger Schlangen hinzu, die getrocknet und dann in einem eisernen Topfe verkohlt werden. Wäre das Letztere nicht der Fall, so könnte man in ihnen den wesentlichen Bestandtheil des Gegengiftes vermuthen. Die Pflanzen werden indessen nur getrocknet, zerkleinert und so den Resten der Schlangen zugefügt, so dass man eine an Roggenbrod äusserlich erinnernde Masse erhält, welche die Leute stets bei sich führen und gegen hohe Preise verkaufen. Dies Mittel wird aber weder eingepflicht noch als Praeservativ genommen, sondern nur dem bereits Gebissenen eingegeben. Zu diesem Zwecke muss es in Schnapps oder dergleichen gelöst sein, um so getrunken und ebenfalls in aufgelöstem Zustande auf die Wunde gelegt zu werden; es kann indessen das trockene Praeparat auch einfach gekaut und dann auf die gebissene Stelle gebracht werden. Jedenfalls ist der Schnapps, wie ich ausdrücklich hervorheben zu müssen glaube, nur eine unwesentliche Beigabe. Rigot wendet auch stets noch die Vorsicht an, das verwundete Glied zu unterbinden, behauptet aber Beweise zu haben, dass Letzteres allein nicht genüge.

Der Mann spricht so verständig und so wenig prahlerisch von seinem Mittel, dass ich nach Allem, was ich erfahren habe, es als eine wünschenswerthe Aufgabe für einen Physiologen bezeichnen muss, die Wirkung desselben zu untersuchen. Es ist leicht zu erhalten und die lebenden Schlangen, welche sich jetzt im Thiergarten von Amsterdam befinden, könnten gewiss ohne Hinderniss zu Versuchen an Thieren verwendet werden. Wenn sich das Mittel als zuverlässig erweisen sollte, so würde daraus jedenfalls der grösste Nutzen gezogen werden können; bis jetzt freilich muss es mit Zurückhaltung angenommen werden, da bekanntlich auch die *Aristolochia serpentaria* L. früher als sicheres Gegenmittel gegen den Biss der Klapperschlange in Amerika galt und später die Nichtigkeit desselben zur Evidenz erwiesen worden ist.

Am 18ten April fuhren wir nach Chatillon und kehrten von dort am 19ten April nach Paramaribo zurück. Unsere ganze Gesellschaft hatte noch lange an den Folgen der Reise zu leiden, da Alle in mehr oder minder hohem Grade vom tropischen Fieber heimgesucht wurden, welches sich erst spät wieder verlor; aber trotzdem bin ich doch überzeugt, dass sich Reisen im inneren Surinam ohne ernstliche Gefahr wohl ausführen lassen, wenn man dabei die nöthige Bequemlichkeit und Vorsicht in Acht nimmt. Mir stand nur kurze Zeit zu Gebote, und deswegen sind wir nach dem Urtheile erfahrener Kolonisten viel zu rasch gereist und haben uns zu sehr der Sonne und dem Regen ausgesetzt. Ausserdem erkannten wir die Fieberanfälle

nicht früh genug, da wir Ermüdung und Kopfschmerzen falsch deuteten, wie ich nachträglich aus den genauen Notizen meines Tagebuches ersehe. Nur hin und wieder nahmen wir geringe Dosen Chinin, die gerade hingereicht haben, das Fieber so weit abzuschwächen, dass wir die Reise nicht wesentlich seinetwegen abzukürzen brauchten, während sie nicht hinreichten, die Anfälle ganz zu unterdrücken. Nie nahmen wir mehr als $\frac{1}{2}$ Gramm und auch dies nur ein paar Tage lang, obwohl Mehrere von uns beständig sehr matt waren und über Kopfschmerz klagten.

Man richte sich ein bequemes Korial ein, auf dem ein solides, kleines Dach steht, halte zuweilen einen Ruhetag und nehme bei starker Erschlaffung, Kopfschmerz und Appetitlosigkeit sofort die genügende Dosis Chinin, gebe sich überhaupt die Mühe bei langsamer Reise den Gesundheitszustand mit dem Thermometer genau zu contrôliren, so dürfte man wohl im Stande sein, jeder ernstlichen Erkrankung vorzubeugen und lange Zeit im Inneren Surinams zu verweilen.

Mich würden jedenfalls die gemachten Erfahrungen nicht abhalten können, nochmals und weiter in das Innere eines Landes einzudringen, dessen Unbekanntheit die Lust jedes Forschers erwecken muss und dessen grossartige, unvergleichlich schöne Natur mir noch stets wie ein schöner Märchentraum vor Augen steht.

Abgeschlossen im October 1885.